Münster i/W. 1934. [illegible]
Phil. Diss

Germanistik

Die pietistische Tradition der Familien Gundert und Hesse

Teildruck aus der Dissertation: Der Romantiker Hermann Hesse

Eine geistesgeschichtliche Untersuchung seines Werkes auf dem Hintergrund der pietistischen Tradition seiner Familie

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde
der hohen Philosophischen und Naturwissenschaftlichen Fakultät
der Westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster i. Westf.

vorgelegt von
Heta Baaten
aus Wattenscheid

1934
Druck: Heinr. Pöppinghaus, o. H.-G., Bochum-Langendreer.

Dekan: Prof. Dr. A. Eitel.
Referent: Prof. Dr. Günther Müller.

Tag der mündlichen Prüfung: 23. Juli 1932.

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Vorwort.

Die Drucklegung meiner Dissertation „Der Romantiker Hermann Hesse. Eine geistesgeschichtliche Untersuchung seines Werkes auf dem Hintergrunde der pietistischen Tradition seiner Familie" beschränke ich mit Erlaubnis der Hohen Philosophischen u. Naturwissenschaftlichen Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster i. W. auf den Druck des ersten Teiles „Die pietistische Tradition der Familien Gundert und Hesse." Dann füge ich den Schluß des zweiten Teiles (das Werk Hermann Hesses) bei, um auf dem ausgebreiteten „Hintergrunde" die Gestalt Hermann Hesses doch wenigstens andeutungsweise zu umreißen. Das Literaturverzeichnis gebe ich so, wie es für die ganze Arbeit zusammengestellt wurde.

Besonderen Dank schulde ich Frau Adele Gundert, der Schwester Hermann Hesses, die mir in freundlichster Weise Familienaufzeichnungen geliehen hat, die z. T. nur als Manuskript gedruckt, z. T. von ihr selber abgeschrieben waren (so z. B. Briefe von Johannes Hesse, dem Vater des Dichters). Die Tagebücher der Mutter des Dichters habe ich leider nicht verwenden können. Ich verweise auf das inzwischen von Adele Gundert herausgegebene Buch: Marie Hesse. Ein Lebensbild in Briefen und Tagebüchern. Stuttgart 1934.

Heta Baaten.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41547224_0183

Literaturverzeichnis.

1. Quellen.

Gundert, Hermann: Christianes Denkmal. Calw und Stuttgart, Verlag der Vereinsbuchhandlung, 1894.

Hesse, Johannes: Aus Hermann Gunderts Leben. Calw und Stuttgart, Verlag der Vereinsbuchhandlung, 2. Aufl. 1907.

Aus Dr. Hermann Gunderts Briefnachlaß. Als Manuskript gedruckt, 1900, Stuttgarter Vereinsbuchdruckerei.

Gundert-Hesse, Marie: Julie Gundert, geb. Dubois aus: Christliche Frauenbilder von H. Merz. 6. Aufl., Stuttgart 1898.

Hesse, Johannes: Briefe aus dem Baseler Missionshaus 1862—1867, im Auszug abgeschrieben von Adele Hesse.

Thenes, A. S.: Guter Rat für Leidende aus dem israelitischen Psalter. Basel 1909. (Pseudonym von Johannes Hesse).

Hesse, Johannes: Sind wir noch Christen? Calw und Stuttgart. Verlag der Vereinsbuchhandlung, 1916.

Hunnius, Monika: Mein Onkel Hermann. Heilbronn 1921.

Hesse, Hermann und Adele: Zum Gedächtnis unsers Vaters. Tübingen 1930.

Hesse, Hermann: Hermann Lauscher 1900, erw. 1907 bei Langen in München.

— Gedichte bei Grote 1902, Berlin.

— Peter Camenzind, 1903.

— Unterm Rad, 1909.

— Diesseits, 1907.

— Nachbarn, 1908.

— Umwege, 1912.

— Gertrud, 1910, bei Langen in München.

— Roßhalde, 1914.

— Musik des Einsamen, 1914 bei Salzer in Heilbronn.

— Aus Indien, 1913.
— Knulp, 1915.
— Märchen, 1919.
— Demian, 1919.
— Klingsors letzter Sommer, 1920.
— Zarathustras Wiederkehr, 1920.
— Siddartha, 1922.
— Kurz gefaßter Lebenslauf, Neue Rundschau, August 1925.
— Kurgast, 1925.
— Bilderbuch, 1926.
— Der Steppenwolf, 1927.
— Nürnberger Reise, 1927.
— Betrachtungen, 1928.
— Trost der Nacht, 1929.
— Narziß und Goldmund, 1930.
— Die Morgenlandfahrt, 1932.
— Beitrag in dem Sammelwerk „Dichterglaube", 1931, Eckart-Verlag, Hermann Hesse dort S. 123—127.
— Vorrede eines Dichters zu seinen ausgewählten Werken. Neue Züricher Zeitung, 20. 11. 1921.
— Notizen zum Thema „Dichtung und Kritik". Sonderdruck aus der Neuen Rundschau, Dezember 1930.

Ball, Hugo: Hermann Hesse. Sein Leben und sein Werk, bei Fischer in Berlin 1927.

(Hesses Werke sind jetzt sämtlich bei Fischer — Berlin erschienen, bis auf die besonders angegebenen).

2. Literatur.

Bachofen, Joh. Jak.: Mutterrecht und Urreligion, hersgb. von Rudolf Marx, Leipzig 1927.
— Urreligion und antike Symbole, hrsgb. von Karl Albrecht Bernoulli, Leipzig 1924.

Barth, Karl: Der Begriff der Kirche. In: Zwischen den Zeiten, 1927.
— Der römische Katholizismus als Frage an die protestantische Kirche. In: Zwischen den Zeiten, 1928.
— Die Not der evangelischen Kirche. In: Zwischen den Zeiten, 1931.

Braig, Friedrich: Metaphysik und Literaturwissenschaft. Literaturwissenschaftliches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft Bd. 2.

Bernoulli, Karl Albr.: Johann Jakob Bachofen und das Natursymbol. Basel 1924.

Dilthey, Wilhelm: Die Entstehung der Hermeneutik. In: Philosophische Abhandlungen für Chr. Sigwart, Tübingen 1900.

Eschweiler, Karl: Die zwei Wege der neueren Theologie. Bonn 1926.

Grisebach, Eberhard: Gegenwart. Halle 1928.

Günther, Hans R. G.: Psychologie des deutschen Pietismus. Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwiss. und Geistesgeschichte, 1926, Heft 1.

Haecker, Theodor: Christentum und Kultur. München 1927.

Hefele, Hermann: Das Gesetz der Form. Jena 1921.

Heidegger, Martin: Sein und Zeit. 1927.

Heckel, Hans: Die Gestalt des Künstlers in der deutschen Romantik. Lit. wiss. Jahrb. d. Görr. Ges., 2. Bd..

Kierkegaard, Sören: Der Begriff der Angst. 5. Bd. der Ges. Werke bei Diederichs.

— Die Krankheit zum Tode. 6. Bd., ebenda.

— Der Gesichtspunkt für meine Wirksamkeit als Schriftsteller. 10. Bd., ebenda.

Klages, Ludwig: Vom kosmogonischen Eros. 2. Aufl., München 1926.

— Der Geist als Widersacher der Seele. Leipzig 1929.

Lukács, Georg: Die Theorie des Romans. Ein geschichtsphilosophischer Versuch über die Formen der großen Epik. Berlin 1920.

Mahrholz, Dr. Werner: Der deutsche Pietismus, Berlin 1921.

Melzer, Friso: Im Ringen um den Geist. Der neue Weg der Literaturwissenschaft, Berlin 1931.

Misch, Georg: Geschichte der Autobiographie. Leipzig u. Berlin 1907.

Müller, Günther: Geschichte des deutschen Liedes vom Zeitalter des Barock bis zur Gegenwart. München 1925.

— Aufklärungszeitalter. Literaturwiss. Jahrb. d. Görr.-Ges., 6. Bd.

Müller, Karl: Die religiöse Erweckung in Württemberg am Anfang des 19. Jahrhunderts. Tübingen 1925.

Petersen, Julius: Die Wesensbestimmung der deutschen Romantik. Leipzig 1926.

Quervain, de, Alfred: Gesetz und Freiheit. Stuttgart 1930.

Ritschl, Albrecht: Geschichte des Pietismus. Bonn 1880, 1884 u. 1886.

Sachsse, Lic. Eugen: Ursprung und Wesen des Pietismus. Wiesbaden 1884.

Schmitt, Carl: Politische Romantik. Leipzig 1925.

Strich, Fritz: Deutsche Klassik und Romantik. München 1928.

Troeltsch, Ernst: Gesammelte Schriften. Bd. 1. Die Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen. Tübingen 1912.

Unger, Rudolf: Hamann und die Aufklärung. Jena 1911.

— Herder, Novalis, Kleist. Frankfurt a. M. 1922.

Wach, Joachim: Das Verstehen. Tübingen 1929.

— Der Erlösungsgedanke und seine Deutung. Leipzig 1922.

Walzel, Oskar: Deutsche Romantik. Leipzig 1918.

Weber, Max: Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie. Tübingen 1920 und 1921.

Erinnerungsgabe für Max Weber. Hauptprobleme der Soziologie. München u. Leipzig 1923.

Weisheit im Staube. Ein Lesebuch der Schwabenväter: Bengel, Oetinger, Fricker, Phil. Matth. Hahn, Michael Hahn. Mit einer Einführung von Joh. Herzog. Tübingen 1927.

Wieser, Max: Der sentimentale Mensch. Gotha und Stuttgart 1924.

Novalis' Werke: Hrsgb. von Wilhelm Bölsche. Leipzig.

Romantikheft der deutschen Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, 1924, Heft 3.

Inhaltsverzeichnis.

Die pietistische Tradition der Familien Gundert und Hesse.

Umgrenzung der Aufgabe — Der Pietismus in Württemberg

Der Urgroßvater: Der Lehrer und Kantor Johann Christian Gundert in Stuttgart 1

Der Urgroßvater: Bibelsekretär Ludwig Gundert in Stuttgart — Seine Frau: Christiane Luise Enßlin-Gundert; ihre empfindsame Frömmigkeit — „Biblisches Christentum" gegen aufgeklärtes offizielles Kirchentum — Praktisches Christentum gegen Philosophie und spekulative Theologie — Die Offenbarung Gottes als Quelle und Grund des Lebens und Denkens — Der Mittelpunkt: Christus — Unterscheidung der Geister 4

Der Großvater: Dr. Hermann Gundert, Indien, später Calw — Das Schwanken zwischen der „Welt" und dem Pietismus — Anhänger der Hegel-Straußschen Philosophie — Die Philosophie als „Umweg" — Bekehrung und Missionsentschluß — Geistliche Einflüsse — Nach Indien — Julie Dubois-Gundert, ihr strenger Puritanismus — Missionsarbeit vor Ehe und Familie — Gunderts Beurteilung des Hinduismus — Erdengelöstheit — Die kirchlichen Dinge als periphere Angelegenheiten — Rückkehr nach Europa; Leitung des Calwer Verlagsvereins — Die Glaubensstrenge Frau Julie Gunderts — Glaube für Kinder und Enkel — Julie Gunderts Tod und das Sterben Dr. Gunderts 11

Dr. Gunderts Gedanken von Mensch, Welt und Gott: Maß und Grenze, Ordnung und Form — Der Mensch in einer sittlichen, nicht einer ästhetischen Ordnung — Gegen die Verkehrung der natürlichen Ordnungen — Unterscheidung der Geister — Wahrheit

und Wirklichkeit gegen Gefühlsschwärmerei — Kampfansage gegen die Parole Genuß — Selbstüberschätzung und Selbstunterschätzung — Gegen das übliche Philhellenentum — Auflösung des Personbegriffs und Auflösung des Gottesbegriffs im Pantheismus — Sünde (religiös-sittliche Bestimmung) und Leiden (ästhetische Bestimmung) — Gegen Gnosis und Mystik — Kampf gegen den Spiritualismus — Absolutheit des Christentums — Scheu vor dem Urteil über fremden Glauben oder Unglauben — Gegen alle Grenzverwischung auf der Objektseite — Der Glaube als das Ja des Menschen zu der geschehenen Heilstat Gottes — Ererben und Erwerben des Glaubens — Offener Unglaube nicht schlimmer als idealistische Begeisterung für allerlei Götter und Götzen — Gegen den Rationalismus auf Kanzeln und Kathedern — Gegen den Liberalismus — Gegen den Katholizismus; Ablehnung der kirchlichen Autorität — Christliche Freiheit unter der Herrschaft des Geistes und der Liebe — Bekenntnis zur ecclesiola in ecclesia — Segen und Fluch der Reformation — Über die Kirche; katholisch und evangelisch — Resignation Gunderts in bezug auf Kirche — Feindschaft gegen das Papsttum — Gunderts Stellung zum öffentlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Leben 17

Der Großvater: Dr. Hermann Hesse in Estland — Christentum als gelebtes Leben — Grundton des Gebets: Lob und Dank 26

Der Vater: Johannes Hesse — Der junge Missionsschüler in Basel — Stürme und Wandlungen — Klärung und Einordnung — Lebensgrund: Die Erlösung in Jesus Christus — Ordnungen der Natur und Ordnungen der geistig-sittlichen Welt — Selbstprüfung und Selbstgericht vor dem richtenden Gott — Sündenerkenntnis und Gottesglaube — Sünde als Grund menschlicher Zerrissenheit — Menschliche Lösungsversuche; die indische Lösung ist keine Lösung — Freiwilliges Sich-selber-sterben als Weg zum Leben — Primat des Geistes über die anima sensitiva — Letztes Ziel: Die Königsherrschaft Gottes — Bekehrung und Wiedergeburt — Kein extremer Individualismus, sondern Gemeinschaft der Heiligen — Die ecclesiola als der Ort der Tradition der Offenbarung Gottes — Wert der religiösen Überlieferung — Der Glaube als Annehmen und Geltenlassen der zuvorkommenden Gnade — Gotteskinder, Weltkinder — Mittelpunkt: Christus; Ziel: Die neue Schöpfung — Normalglaube — Im Mittelpunkt die Person Jesu, nicht die Kirche — Entscheidend

ist der Geistbesitz des einzelnen, nicht der Kirche — Kampf gegen Hierarchie und Priestertum — Maßstab: Das Neue Testament — Geringe Schätzung der Sakramente und des liturgischen Gebets der Kirche — Die ecclesiola als Glaubensgegenstand, verborgen in Kirchen, Sekten und Parteien — Die Hauptsache: Der endliche Sieg des Kreuzes — Urteil über das Mittelalter: Etablierung des Himmelreiches auf Erden — Optimistische Beurteilung seiner eigenen Gegenwart mit ihrer evangelisch-kirchlichen Situation 28

Das Kernstück des christlichen Glaubens, die Erlösung durch Christus, im Mittelpunkt — Zukurzkommen des ersten Artikels des Credo, von der Schöpfung; die natürlich-menschlichen Bereiche kommen nicht zu ihrem Recht — Zukurzkommen des dritten Artikels des Credo, von der Kirche; der kirchliche Indifferentismus 37

Die Verkürzung der menschlichen und der christlichen Wirklichkeit im Pietismus — Die Überwindung der naheliegenden Gefahren im Pietismus durch den christlichen Erlösungsglauben — Die Lebensunmöglichkeit für Hermann Hesse im pietistischen Bereich — Die Reaktion gegen die Verdrängung des Natürlichen treibt in das andere Extrem — Die beibehaltene psychologische Grundrichtung (die persönliche „Heilsfrage") — Die Krisis der romantischen Innerlichkeit . . 39

A. Die pietistische Tradition der Familien Gundert und Hesse.

Hermann Hesses Werk soll untersucht werden auf dem Hintergrund eines versuchten Verständnisses und einer versuchten Einordnung des Pietismus. D. h.: Eine geisteswissenschaftliche Untersuchung des Werkes Hermann Hesses soll geschehen, nachdem und indem das Phänomen „Pietismus" allgemein geistesgeschichtlich sowohl wie theologisch beleuchtet wird. Um die Überfülle des Stoffes zu besiegen und doch nichts an Genauigkeit verlieren zu müssen, sollen hier allgemeine Darlegungen über den Pietismus nicht gegeben werden. Weder eine allgemeine Geschichte des Pietismus noch eine Geschichte des württembergischen Pietismus speziell. Auch nicht eine Geschichte der Erweckungsbewegung in Württemberg im Anfang des 19. Jahrhunderts, in deren Umkreis der Urgroßvater und Großvater Hesses mütterlicherseits und dann auch sein Vater zu rücken wären, und an deren Peripherie Hesse selber durch Elternhaus und Erziehung gestanden hat. Eine Psychologie des Pietismus im allgemeinen und des württembergischen Pietismus im besonderen soll schon gar nicht gegeben werden (etwa in der Art, wie es Hans R. G. Günther versucht) [1]).

---

[1]) Hans R. G. Günther weist erfreut auf die Tatsache hin, daß in neuerer Zeit immer mehr der Pietismus als Quelle des klassisch-romantischen Lebensgefühls aufgewiesen wird. Er zitiert dafür Wieser, „das feine Buch von A. Korff" u. a. Günther fühlt sich in einer Reihe mit Dilthey, Spranger, Scheler, Wobbermin u. a. Er will den Pietismus strukturpsychologisch deuten. „Deutung der psychologischen Struktur des religiösen Bewußtseins, die durch eine solche der religiösen Objektivationen qua Objektivationen zu ergänzen ist." Für eine fruchtbare Untersuchung, die den Kern der Dinge treffen will, ist das wohl nicht zu scheiden. Zu untersuchen sind doch primär wenigstens immer Objektivationen, religiöse oder nichtreligiöse, und aus denen erst ist die psychologische Struktur zu erschließen. Günther erklärt den Pietismus aus „Wiedergeburtssehnsucht". „Das Leben selber in seiner Unerschöpflichkeit und Wunderbarkeit, in seiner göttlichen Reinheit und Echtheit, soll religiös „erlebt", ursprünglich und unmittelbar „erfahren" und durchgeistigt werden." Das stimmt doch wohl bloß für den saekularisierten Pietismus, die eigentlichen Pietisten

Sondern es sollen ganz schlicht und möglichst treu eine Reihe von Dokumenten der Gundertschen und auch (zum freilich geringeren Teil) der Hesseschen Familiengeschichte herangezogen und befragt werden. Worauf hin befragt werden? Auf das darinnen sich bezeigende Menschenverständnis, Weltverständnis, Gottesverständnis (alles ineinander, nicht zu trennen): wie der Mensch gesehen wird innerhalb des Gesamtaufbaus der Wirklichkeit: in Schöpfung, Erlösung, Heiligung, um es in den drei Artikeln des christlichen Glaubens zu sagen, denn von nirgendwo anders können diese Pietisten verstanden werden.

Der Pietismus in Württemberg ist von Anfang an kirchlicher Pietismus. Es waren keine zugespitzten Verhältnisse da (s. den Kampf mit der Orthodoxie in Norddeutschland und auf der anderen Seite gegen die Radikalen und Separatisten). Der Pietismus in Württemberg hat eine breite und ruhige Basis: der Klerus neben den Bürgern und Bauern tragen die Bewegung. Der Mutterboden ist die lutherische Kirche Württembergs, und dieser Boden ist im Grunde bis in die Gegenwart hinein nicht verlassen worden. Die leitenden

---

haben doch wohl etwas christlichere, theologischere, kirchlichere Tendenzen gehabt. „Mystik des Sichselbsterlebens, des Sichselbsterfahrens und Zusichselberkommens" nennt Günther den Pietismus, und vollendet ist für ihn diese Sache erst in „jener modernen, in Herder, Goethe und Schleiermacher kulminierenden panentheistischen Lebens- und Weltanschauung". Günther zieht die Linie: Augustin, Luther, Pietismus, als Entwicklung und Steigerung: bei Augustin die erste Selbstbewußtwerdung, bei Luther die Lösung des religiös-mystischen Vorgangs aus der Kirche, Verlegung in die eigene Seele, immerhin aber in der Reformation noch Aneignung des objektiv gegebenen Wahrheitsgehaltes, die weitere Steigerung im Pietismus, wo nicht nur der psychologische Aneignungsprozeß, sondern auch der religiöse Wahrheitsgehalt selber verselbständigt sei. „Der Gott in der eigenen Brust soll zur Sprache gebracht werden. Das höhere Selbst sucht zu sich selber zu kommen. In diesem Streben nach der Gewißwerdung des eigenen Gottes kommt aber die Grundtendenz der Autonomie des modernen Geistes selber zum Ausdruck." Das ist recht Günthers eigenes Glaubensbekenntnis. Für Günther ist der Pietismus „als eine letzte Konsequenz oder als höchster Gipfelpunkt der inneren Entwicklung der europäisch-christlichen Religiösität" zu betrachten. Die Dogmen sieht Günther im Pietismus aufgelöst, bloß Erbsünde und Rechtfertigung durch das stellvertretende Leiden Christi beibehalten. Sündenbewußtsein stellt er als den Ausgangspunkt pietistischen Denkens fest. Er betont das pietistisch-quietistische Gelassenheitsideal in der Askese des Willens, das er als Vorstufe zur völligen Autonomie versteht, die das Ziel der menschlichen Entwicklung sei. („Die Psychologie des deutschen Pietismus," Dtsch. Viert. Schr. 1926, H. 1.)

Ideen sind in Württemberg dieselben wie anderswo[2])[3]). Die Norm ist die Urgemeinde in Jerusalem, unter Voraussetzung der sittlichen wie gesellschaft-

---

[2]) S. Albr. Ritschl.: „Geschichte des Pietismus". Für Ritschl ist Katholizismus gleich Möncherei, Protestantismus gleich Glaube an Gottes Vorsehung nebst Gebet und Schätzung des weltlichen Berufes als der Ort für die Übung der Liebe gegen die Menschen. Ritschl ist für die Orthodoxie, gegen den Pietismus, welcher Rückfall in katholische Möncherei sei. Ritschl spielt mit einer gewissen Erbitterung das gemeine bürgerliche Christentum gegen den Pietismus aus, der sich von der Welt zurückzieht und sich der Regelung seiner Stellung in der Welt (und der Stellung des Christentums in der Kultur) entzieht. Ritschl rügt es, daß die Geschichtsschreibung des Pietismus bis zu ihm die theologischen Streitigkeiten als Ausgangspunkt genommen hätte, obwohl doch der Pietismus eine Form praktischen Christentums sei. Als eigentliche Quelle für den Pietismus bezeichnet er Biographien und Erbauungsbücher.

[3]) S. Sachsse: „Ursprung und Wesen des Pietismus." Sachsse stellt katholische Hierarchie und evangelische Freiheit einander gegenüber. Um Christi Geburt sei die Kultur auf solcher Höhe gewesen, daß die Menschen zur Aufnahme des Christentums fähig waren. Die rohen Germanen hätten die Hierarchie dann wohl nötig gehabt, aber im 15., 16. Jahrhundert sei die Menschheit wieder auf solcher Höhe gewesen, daß sie reif war für die Reformation, die tiefen Schäden der alten Kirche zu sehen und als Ideal wieder die urchristlichen Zustände aufzustellen. Seltsam reimt sich das zu seinen Ausführungen über die rohen Haufen, die Luther absolut nicht verstanden, sondern noch ihren letzten Halt, den sie an der katholischen Ordnung gehabt, verloren. Sachsse begrüßt in der Reformation bloß, was er pietistisch interpretieren kann. Er hat keine positive Stellung zur Kirche, alle Bestrebungen in dieser Hinsicht weist er selbst als Fiasko auf. Er weist sich selber so aus: „Der Theologie (nach der Reformation — also der Orthodoxie) fehlte beides: die kräftige religiöse Erfahrung und der weite Blick, der das Verwandte überall herausfindet. Ersteres brachte der Pietismus, letzteres erstrebte die Aufklärung". (S. 4). Bei der bald nach der Reformation wieder zutage tretenden Entleerung und Veräußerlichung des Christentums mußten die Pietistenführer dasselbe wieder tun, was nach Sachsse Luther getan: zum wahren, innerlichen, persönlichen Christentum aufrufen, gegenüber dem erstarrten, toten, äußerlichen Dogmatismus. (Kierkegaard kämpft gegen das Unternehmen einer protestierenden Kirche als solcher, d. h. gegen das Bemühen, den reformatorischen Protest permanent zu erklären und ihn zu einer geschichtlichen Möglichkeit von Kirche machen zu wollen.) Sachsse definiert den Pietismus als „Streben nach Heilsgewißheit durch Reflexion über die subjektiven Heilserfahrungen, während die Reformation eine naive Heilsgewißheit aus den objektiven Heilstatsachen schöpfte". (S. 72). Spener sei mit der Orthodoxie einig gewesen, daß allein die lutherische Kirche die wahre Kirche sei, weil sie die reine Lehre und die unverfälschten Sakramente habe. Luther bekämpft die selbstgemachten Werke und betont den Glauben — Spener be-

lichen Normalität dieser ersten Christengemeinde [4]). In Konsequenz dieses Maßstabes entstanden hier wie anderswo die Konventikel oder Privatversammlungen oder Erbauungsstunden, als ecclesiola in ecclesia für die Bekehrten, Wiedergeborenen, Gläubigen (da die faktische Unerreichbarkeit einer „Gemeinde der Heiligen" für die Volkskirche eingesehen wurde). Der Zuwendung zum praktisch gelebten strengen Christentum, der Akzentuierung des Moralischen, entspricht eine durchgängig geringe Schätzung der systematischen Theologie und der spekulativen Philosophie. Der voluntaristische und individualistische Grundzug ist deutlich, hier wie überall im Pietismus.

Die Familie der Mutter Hermann Hesses gehörte zu den ersten Familien, die die Erweckungsbewegung am Anfang des 19. Jahrhunderts trugen. Der Faden der pietistischen Tradition aus den Anfängen des Pietismus in Württemberg her kann kaum abgerissen sein.

Im Hause des Urgroßvaters von Hermann Hesse, des Lehrers und Kantors Johann Christian Gundert in Stuttgart (1747—1811), wurden regelmäßig Erbauungsstunden abgehalten (Joh. Hesse, Hermann Gunderts Leben).

Der Urgroßvater:

Der Bibelsekretär Ludwig Gundert. 1783— 1854.

Der älteste Sohn dieses Lehrers, Ludwig, ist der Urgroßvater Hermann Hesses. Als Knabe hatte er gegen die Erbauungsstunden des Vaters opponiert, im Jünglingsalter schloß er selbst „einen Bund mit einer Anzahl gleichgesinnter Jünglinge .... Sie verbanden sich zu ernstem Streben nach der wahren Gottseligkeit, glaubten aber doch, sich auch heitere Austritte

---

kämpft den selbstgemachten Glauben (der Orthodoxie) und betont die (aber wiederum selbstgemachte!) Zerknirschung als Vorbedingung für den rechten Glauben etc. Sachsse weist die Entwicklung in der Orthodoxie auf, Infallibelerklärung der Symbole etc., wie in der katholischen Kirche. Dagegen ist der Pietismus konsequenter mit seiner Ablehnung der festen Lehrbildung. Im ganzen sah man doch die lutherische Kirche als die Kirche an. Einigen wollte man sich mit Rom schon gar nicht, es hätte denn sein Unfehlbarkeitsprinzip aufgeben müssen; mit den Reformierten schon eher, da man mit denen die alleinige Autorität der hl. Schrift mit Ausschluß jeder kirchlichen Autorität gemein hatte.

[4]) Nach Ritschl ist dies nicht Luthers Norm, seine Tendenz ist gerade umgekehrt, aber es ist dies Motiv für alle innerkatholischen Reformen.

und andere Abweichungen von der strengen Sitte der älteren Pietisten gestatten zu dürfen." (Christianes Denkmal, S. 16). Rieger und Moser [5]) waren „ihre" Prediger. Der junge Pregizer war einer von Ludwigs liebsten Freunden. Dessen Vater war der als Führer der sogen. „Pregizerianer" [6]) bekannte Pfarrer. Nach dem frühen Tode des jungen Pregizer wird Ludwig krank, bleibt lange melancholisch. Auf seines Vaters Wunsch ursprünglich, bewirbt Ludwig sich um Christiane Luise Enßlin, durch Vermittlung des älteren Hausfreundes Jeremias Flatt. Der alte Enßlin gehörte in Stuttgart zu den Kaufleuten und Gewerbetreibenden, die die alten Gemeinschaften in Württemberg hochhielten gegen den Ansturm des Rationalismus, der die Kirche erobern wollte. Die Heiratssache wird von den Familien aus in Gang gebracht, schlicht und ohne große Anstalten. Erst nachdem der Vater Enßlin sein Ja gegeben hat, sagt Christiane auch ja, „im Vertrauen auf Gott". (Chr. Denkmal, S. 21).

Schon die kleine Christiane wird als ein zartes, schüchternes, dabei idealisch veranlagtes Kind geschildert. Im Hauswesen und allen Dingen des praktischen Lebens ist sie ungeschickt und empfindsam abwehrend, dagegen geschickt und begeistert für Klavierspielen, Singen, Zeichnen, Französisch und Literatur. Mit ihrem Bruder Heinrich teilt sie alle erlaubten und unerlaubten Herrlichkeiten, erst in stiller, dann aber in bewußter Opposition „gegen das derbe behagliche

---

[5]) Moser ist ein verhältnismäßig überraschend unbefangener Mann. „Er will zu der Reihe der Luther, Arndt, Spener, Francke gehören, indem er erklärt, seine Religion bestehe nicht darin, daß er gewisse Lehrsätze für wahr halte und nach denselben tugendhaft lebe, sondern darin, daß er wieder durch Christum mit Gott versöhnt sei . . ." (Ritschl, 3. Bd., S. 31). Er nimmt keine zeitlich genau bestimmbare Bekehrung als notwendig an. Das Verbot der „Mitteldinge" rechnet er zu dem Unkraut, das auf dem Boden des Pietismus vorkommt. Die Urkirche sieht er nicht als eine Gemeinschaft von lauter Bekehrten an.

[6]) Karl Müller ("Die religiöse Erweckung in Württemberg am Anfang des 19. Jahrhunderts") führt innerhalb der Pietistengemeinschaften Württembergs drei besondere Gruppen an (er zitiert aus einem Brief der Stuttgarter Predigerkonferenz an die Herrnhuter Predigerkonferenz): 1. die Pregizerianer, mit der Rechtfertigungslehre und täglichen Buße; 2. die Michelianer (Michael Hahn), die Christum überspränge und nur Heiligungslehre hätten — beide Parteien der Kirche gegenüber separatistisch, obgleich nicht ganz getrennt; 3. „die gewöhnlichen Pietisten, die Arndts, Speners, Bengels und anderer württembergischer Theologen Schriften lesen, die bei der Bibel und dem protestantischen Lehrbegriff bleiben und sich größtenteils zur Brüdergemeinde hinneigen". (S. 47).

Treiben der ganzen Gegenwart", (Chr. Denkmal, S. 7), d. h. gegen die bürgerlich pietistische Wirklichkeit, die sie umgab. Die beiden Kinder lieben besonders Oratorien und Kirchenmusik, lesen heimlich aber auch Romane und Gedichte. Gemeinsam weinen die Geschwister über Schillers Tod. Im ganzen kommen die beiden aber nicht recht zum Genuß der „weltlichen" Dinge, da sie sie in Zwiespalt bringen zu den Eltern und dem herkömmlichen Christentum. Auch für sich selber hat Christiane ein schlechtes Gewissen bei ihren „weltlichen Bestrebungen", denn „sie schwärmte auch für die Religion". (Chr. Denkmal, S. 9). Sie ist „eine zartbesaitete Seele, offen allem Schönen und Geistreichen", hat bei ihren Lehrern Flatt [7]) und Dann [8]) aber auch gelernt, „Christum über alles verehren und im beständigen Verkehr mit Gleichgesinnten nach wahrer Tugend streben". (Joh. Hesse, Hermann Gunderts Leben, S. 6). Mit anderen jungen Mädchen war sie zu einem empfindsamen Freundschaftsbund verbunden, unter Führung C. A. Danns, „den Herrn Jesum und das Heil der eigenen wie anderer geliebter Seelen zu suchen". (Chr. Denkmal, S. 10). Die Verlobung und Ehe mit Ludwig Gundert war ein gutes und wirksames Korrektiv für Christiane.

Die sentimentalen Freundschaftsbündnisse führt sie zwar auch in der Ehe fort. Mit einer Freundin tauscht sie die Tagebücher. Sie hat, bei ihrer gesteigerten Empfindsamkeit, bloß zwei Ziele: Sorge für die Kinder und Sehnsucht nach dem ewigen Leben. In den schlimmsten Zeiten hat sie direkt Angst vor der Welt und den Menschen. Fast immer ist sie geplagt von Nerven-, Gicht- und Augenschmerzen.

Heiligungsstreben und Schwermut finden sich auch bei Ludwig Gundert. Auch sein Wahlspruch ist der des gesamten Pietismus: „Ich werde ja doch nur erzogen, wenn's gegen meinen Willen geht." (Chr. Denkmal, S. 52.). Wenn's sehr schwer wird, sehnt er sich nach dem Versetztwerden in die bessere Ewigkeit „Ja wohl ist es ein Jammer, daß alles so ein Stückwerk bleibt . . . . man sieht aber doch im Glauben ein Ende allen Jammers, und das Beste an unserem Herzen ist, daß es sich vom Endlichen nicht befriedigen läßt. Ach, und wenn dann das Endliche so drückt, daß man zutiefst das Nichts der Dinge empfindet, daß man kaum weiß, wessen man sich erwehren soll, des Weinens oder des Lachens, da

---

[7]) Flatt ist erst Lehrer Christianes, später Erzieher ihrer Söhne Ludwig und Hermann (Hesses Großvater).

[8]) Dann ist Christianes Seelsorger und Freund. Er ist ein Freund von Professor Sailer. Er ist einer der eifrigsten Briefschreiber in der Korrespondenz zwischen der Stuttgarter Predigerkonferenz und der Herrnhuter Konferenz. Er charakterisiert sich selbst als einen Menschen mit äußerst erregbarem Nervensystem, liebebedürftig, im Beichten zu offen (s. Karl Müller).

tröste ich mich des Gedankens an das Ende der Zeit und an die Ewigkeit als das Reich Gottes.“ (Chr. Denkmal, S. 271). 1812 war Ludwig Gundert einer der Mitbegründer der württembergischen Bibelanstalt geworden. Lange Zeit ist er neben seinem bürgerlichen Beruf Bibelsekretär gewesen, bis er 1820 diese Stelle hauptamtlich übernahm. In ziemlicher Abgeschlossenheit gegen alle geistige und gesellschaftliche Kultur, sofern sie nicht ausschließlich religiöses (erbauliches und missionarisches) Gepräge trug, lebte er mit seiner Familie, nur für Bibelanstalt und Mission. Von 1823 an hat er 20 Jahre lang die „Nachrichten aus der Heidenwelt“ herausgegeben. Seinen kleinen Knaben schenkt er ein Tagebuch, das sie auch eine Zeitlang wirklich führen. „Wir wollen aufrichtig einschreiben, wie wir gewesen sind, aber nur du, Mutter, und der Vater dürfen es lesen. Den lieben Gott wollen wir nicht anlügen und euch auch nicht.“ (Chr. Denkmal, S. 101). Einmal erlebt er an dem kleinen Hermann die Freude, daß er, da er eines kranken Fußes wegen nicht in die Kirche kann, zwei Stunden lang eine Predigt schreibt. Unter ständiger genauer Selbstkontrolle machen die Kinder immer wieder Anstrengungen zu strenger Frömmigkeit. Mit 11 Jahren gelobt Hermann, am Neujahrstag 1825, „nimmermehr zu wandeln auf dem sündigen Wege, abzulegen den alten Menschen und nach der Vorschrift zu handeln, die uns Gott in seinem Worte gegeben hat.“ (Joh. Hesse, Gunderts Leben, S. 15). Mit 13 Jahren erzählt er seiner kleinen Schwester vom alten Flatt und der „eigenen Kindheit“. (Joh. Hesse, Gunderts Leben, S. 15). Der Vater widmet sich den Kindern sehr. In der frühen Kindheit spüren sie, „daß sie mehr an ihm haben als manche andere Pietistenkinder. Sie wurden so selten angepredigt, daß ihnen diese Frömmigkeit nie abstoßend erschien“. (Chr. Denkmal, S. 126). Als die Söhne größer werden, machen sie Schwierigkeiten. Sie wollen keine Pietisten werden, wollen nicht Sonntags nachmittags noch einmal in die Kirche gehen. Als die Mutter zur Erholung in der Pietistensiedlung Kornthal weilt, wollen die Knaben sie nicht besuchen, wünschen „Blitze und Kanonen herbei, das verwünschte Nest auszutilgen.“ (Chr. Denkmal, S. 155). Der Vater ließ die Jungen nicht in den Turnverein gehen. Hermanns erster und einziger Theaterbesuch (Zauberflöte) geschah gegen des Vaters Willen. Er verbot Hermann streng, in Tübingen in eine Studentenverbindung einzutreten.

Im ganzen findet sich bei Ludwig Gundert eine klarere Durchformung und Durchordnung des gesamten Lebens von seinem religiösen Glauben aus als bei Christiane. Es bleibt nicht alles so im eigenen Ich zentriert und auf die eigene Zuständlichkeit bezogen. Mit seiner ganzen Kraft arbeitet er für die Bibel- und Missionsanstalten. Er will — und alle Christen sollen — ein Mis-

sionar Jesu Christi sein. Er freut sich des Wachstums der Bibel- und Missionsgesellschaften gegenüber „dem aufgewärmten Jesuitismus und Papismus“. Er hat keinen anderen Verkehr als die Brüder von der Bibel- und Traktatgesellschaft. Albert Knapp verkehrte fast täglich im Gundertschen Hause. Er gab den „Christenboten“ heraus, eine kleine Wochenschrift [9]). Ludwig Gundert schätzte Bengel und Jung-Stilling. Von den Predigten Ludwig Hofackers wurde er tief beeinflußt, wurde der einmal geschehenen Versöhnung froh und gewiß. Dem offiziellen Kirchentum ist er abgeneigt, besonders wegen der auf den Kanzeln vielfach blühenden Aufklärung. „Daß die Kirche bei solchen Dienern aufhören muß, Kirche Gottes zu sein, ist klar; auch daß sich der echte Christ mehr und mehr in sich kehren, sich separieren muß; kein Wunder, wenn es Separatisten gibt, wenn Christus vielleicht einmal nur noch bei Separatisten zu finden ist.“ (Chr. Denkmal, S. 203). Die römische Kirche ist so wenig als christliche Kirche ernst genommen wie die anglikanische. Im Grunde sind Christen doch bloß die Pietisten, „Mystiker, Separatisten, Pietisten, Heuchler, und wie man die Christen betiteln mag“ (Chr. Denkmal, S. 205). Er hält es mit dem „biblischen Christentum“, gegen das aufgeklärte Kirchentum. „Mit dem neuen Christentum wird's noch weiter kommen, soweit, daß den Leuten die Ohren gellen, dann wird auch das Flickwerk aufhören, und eine förmliche Scheidung nicht mehr ausbleiben. Fast wünsche ich, zum Heil der allgemeinen Kriche sollte man sich jetzt schon von ihr scheiden. Erst als die Protestanten austraten, kam wieder einige Spannung in den Katholizismus, und als die Methodisten entstanden, erhob sich die High Church aus ihrer Lethargie.“ (Chr. Denkmal, S. 224).

Der Philosophie und Dogmatik steht er abweisend gegenüber, entsprechend seiner Betonung des praktischen Christentums. „Wieviele Systeme der Philosophie und Dogmatik sind innerhalb 1800 Jahren schon aufgestanden und wieder vergangen, und wieviele werden in demselben Fluß verrinnen. Aber das Evangelium Jesu, verkündet vom Heiligen Geiste, steht in seiner alten Reinheit noch in der Bibel und fährt noch heute fort, zu wecken, zu mahnen, zu trösten, zu vollenden.“ (Chr. Denkmal, S. 223). Über Hegel und Strauß schreibt er einmal: „Wären sie nicht Diener der Gemeinde Christi, so läge mir nichts daran, welche Philosophie heute oder morgen ans Brett kommt.“ Er ist traurig über den Zustand seiner Kirche, „worein sie die heillose Eitelkeit und der Dünkel solcher Diener versetzt hat und immer mehr hinein versenkt.“ (Chr. Denkmal, S. 283). Es ist wirklich das Evangelium, die Welt des Neuen Testa-

[9]) S. Karl Müller, Die württembergische Erweckungsbewegung am Anfang des 19. Jahrhunderts.

ments, woran er sich orientiert, keine gegenstandslose, aufgelöste Innerlichkeit. Aus seinem Gottesglauben heraus ordnet er sein Leben und bewältigt er die Wirklichkeit. „Es hat aber nichts einen reellen Wert, was nicht aus unserem Verhältnis zu Gott kommt. Erst wenn Gottes Wille unser Wille geworden ist, stehen wir auf festem Grund . . . Hier entsteht auch die erste Grundlinie aller wahren Philosophie, und nur Trugschlüsse werden gezogen, wenn sie nicht auf dieser Prämisse beruht." (Chr. Denkmal, S. 205). Er weiß um die Zerrissenheit und Gebrochenheit des natürlichen Menschen, und daß der Mensch krank ist ohne die Wiedergeburt durch die Gnade. Er warnt den jungen Hermann vor allen überschwänglichen Freundschaftsversuchen und mahnt zu einem festen, geraden, nach dem Evangelium geregelten Weg. Zum Psychologiestudium des Sohnes schreibt er: „Psychologie ist eines meiner Lieblingsfächer, aber es ist leider sehr vernachlässigt, und ohne Hilfe der Bibel hat man das Gebäude aufgeführt." (Chr. Denkmal, S. 210). Er weiß um den Wert fester Formen und Grenzen. „Nur was in dieser Welt in Grenzen geschlossen ist, was in seinen Fugen läuft, nur das geht einem sicheren Ziel entgegen. Was aus den Fugen tritt, beraubt sich selbst der Fähigkeit zu nützen." (Chr. Denkmal, S. 245). Ludwig Gundert gibt niemals dem Denken geradezu den Abschied. Er möchte ihm nur die richtigen Grundlagen und Leitlinien von der Offenbarung her geben. Er will z. B. das Streben und Sehnen seines Sohnes Hermann (in Maulbronn und später in Tübingen) nicht eindämmen, aber er will dem ziel- und richtungslosen Strömen helfen, die Richtung finden, die wilde Quelle in das sichere Bett leiten. „Hast du noch keinen Führer für den Strom aus deinem Herzen, der die Quelle in ihren Ursprung zurückleitet?" (Chr. Denkmal, S. 282). Er weist den Sohn auf „den Mittelpunkt der Schöpfung, besonders aber der Geister, Jesus Christus, der uns gemacht ist von Gott zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung. Alles Rufen und Sehnen, das anderswo hin gerichtet ist, führt und muß führen von Unruhe zu Unruhe, von Täuschung zu Täuschung." (Chr. Denkmal, S. 283).

Er las viel Bengels Auslegung der Offenbarung des Johannes, „und verfolgte den Gang der Ereignisse mit prüfendem Blick, beteiligte sich aber weder an Wahlen noch sonst an irgendwelchen politischen Bestrebungen." (Joh. Hesse, Hermann Gunderts Leben, S. 11). Die Geschichte ist ihm in ihrem tiefsten Grunde Heilsgeschichte. „Die Gesetzlosigkeit ist nur vom Unglauben abzuleiten, die Konflikte und Katastrophen nur vom Standpunkt der Offenbarung und ihrer Entwicklung aus zu würdigen." (Chr. Denkmal, S. 275). Im Kleinen und Großen erkennt er in der Ordnung und bewußten Formung die Arbeit des

Geistes, den Weg des Menschen zu seinem Ziel, das ein geistiges ist: Gott. Sehr skeptisch ist er gegen ein Freigeben und Wuchernlassen der natürlichen Anlagen. „Aus dem Temperament wird oft viel erklärt, der deutsche Name dafür ist Sünde." (Chr. Denkmal, S. 171).

Es kommt ihm auf die Inhaltlichkeit der christlichen Verkündigung an, und daß sie ganz ins lebendige Leben aufgenommen werde. Von einer Auflösung der Glaubensgegenstände kann hier keine Rede sein. Der Mittelpunkt ist Jesus Christus, wesentlich und wirklich. Nicht einmal ganz eng ans Bewußtsein erscheint das geknüpft. Er schreibt z. B. einmal an seine widerstrebenden Söhne: „Auch ihr, meine lieben Söhne, habt jetzt schon diesen Mittelpunkt, wennschon ihr desselben euch noch nicht so klar bewußt seid. Das Bewußtsein hiervon wird nachkommen. Es kann aber auch verlöschen, wenn ihr dem Werk des Geistes in euch widersteht." (Chr. Denkmal, S. 297). Die Mutter schreibt an den Sohn: „Bleibe bei dem, was du von Kind auf als heilige Wahrheit weißt. Laß dich nicht hin- und herbewegen von wechselnden Menschenmeinungen. Jesus ist größer als dein Herz, und alle Fülle der Erkenntnis wohnt in ihm leibhaftig." (Chr. Denkmal, S. 265).

Sie wissen, daß es eine Lehre ist, die sie ihren Kindern überliefert haben. Freilich ist ihnen der lebendige Inhalt dieser Lehre wichtiger und wertvoller als die klare und strenge Formulierung dieser Lehre. Wohl weiß der Vater um die Notwendigkeit einer gedanklich begrifflichen Klärung der christlichen Inhalte. „Theorie ist dabei etwas Nötiges, nach 1. Petr. 3, 15: Seid alle Zeit bereit zur Verantwortung jedermann, der Grund fordert der Hoffnung, die in euch ist. Aber wer auch gerade diese Verantwortung nicht zu geben vermag, aber in sich die genannte Haffnung *hat*, hat sie doch. Und dieses *Haben* ist eigentlich das Christentum." (Chr. Denkmal, S. 270). Diese Betonung des Habens verwischt die Grenzen und die festen Umrisse nicht. Ludwig Gundert baut sein Leben nicht auf sein Inneres und dessen religiösen Reichtum, sondern auf Gottes Gnade in Christus und läßt sich die „Fundamentalsätze", in denen die Heilswahrheiten ausgesprochen sind, nicht verrücken.

Er behält alle Zeit den Blick klar für die Unterscheidung der Geister, was aus Gott ist und was nicht. Er schreibt einmal an Hermann über Goethe und Hegel: „. . . ich will nicht urteilen: es ist Einer, der sie richtet, das Wort, das Jesus geredet hat. Wohl magst du lächeln über diese Worte, da du ein so inniger Verehrer von Goethe und Hegel geworden bist, daß du, so du Augustus wärest, sie unter die Götter aufnehmen ließest . . . ." (Chr. Denkmal, S. 277). Und über Strauß schreibt er: „Nun kommt Strauß nach Tübingen, nimmt alle nach edlem

Ziele Strebenden in Beschlag und spannt sie samt und sonders an Hegels Wagen. Auch mein lieber Sohn befestigte seinen Strang an diesem Götterzug und erkor sich Brahma Hegel und Vischnu Goethe, daß er unter ihrem Schutz gegen alle Anfälle des Ichs und der Welt und (muß den Teufel auch noch nennen) des bösen Feindes gesichert sei .... Gott baut nur auf einem Grund, welcher gelegt ist, Jesus Christus. Lässest Du's ihm gelingen, diesen einen Grund in dir zu legen, so wird Er es dir auch gelingen lassen, zu erkennen, daß du in dir selbst, dem Sünder, keine Einheit finden kannst, weil das Wesen dieser Sündennatur kein anderes ist als Geteiltheit, Spaltung, Zerwürfnis .... Wenn solche Prediger ins Amt kommen, (die von Hegel, Kant, Fichte, Spinoza, Strauß herkommen), die die Religion der Ebenbildlichkeit statt des Bekenntnisses „ich armer Sünder" verkündigen, dann ist's wohl kein Wunder, wenn der Separatismus um sich greift und die evangelische Kirche nach Freiheit seufzt von der Aufklärung des Antichristentums ...." (Chr. Denkmal, S. 280).

Der Großvater:

Der Missionar Dr. Hermann Gundert. 1814—1893.

Der, an den diese Mahnworte gerichtet sind, ist Hermann Gundert, der Großvater Hermann Hesses. Sein Schwiegersohn, Johannes Hesse (der Vater des Dichters), hat seine Biographie geschrieben. Diese Biographie ist entstanden gegen den ausdrücklichen Wunsch Dr. Gunderts. Hier wird auch die pietistische Vorliebe für Biographien, Memoiren und ähnliche persönliche Dokumente deutlich. Freilich macht sich da ein gewisses privatmenschliches, individualistisches Interesse geltend, das dem ganzen Pietismus eignet. Aber gerade nicht das Nur-Menschliche, das Eigen-Menschliche erregt hier Interesse und wird in den Mittelpunkt gestellt. Die von Johannes Hesse verfaßte Biographie Dr. Gunderts ist ein „Erbauungsbuch im besten Sinne" genannt worden und Johannes Hesse berichtet im Vorwort, daß viele Leser „Trost, Belehrung und Glaubensstärkung daraus empfangen hätten", und damit hält er sich für gerechtfertigt, nicht mit der Bedeutung und dem Interesse des dargestellten Lebens an sich. Die Kinder haben Dr. Gunderts Briefe im Auszug als Manuskript drucken lassen, „daß seine Kindeskinder von dem Gute zehren, seinen Wandel anschauen und seinem Glauben nachfolgen." (S. 3 im Vorwort).

Der einfachste und gewöhnlichste Weg ins Pfarramt ging für die Söhne unbemittelter schwäbischer Eltern durch das niedere theologische Seminar in Maulbronn und dann durch das theologische Stift in Tübingen. Schon in Maul-

bronn herrschte eine ganz andere Luft als im Stuttgarter Bibelhaus. Der Umschwung begann schon auf dem Gymnasium in Stuttgart. Da las man statt der Bibel „Romane, Schauspiele, Staaten- und Kriegsgeschichte". (Joh. Hesse, Herm. Gunderts Leben, S. 18). Hin und her ging es zwischen der „Welt" und der elterlichen Frömmigkeit. „Er deklamiert, schauspielert, dichtet und schöngeistert auf allerlei Weise." (Joh. Hesse, Gunderts Leben, S. 19). Der Vater schreibt, „es gälte denken, nicht bloß empfinden, Wahrheiten respektieren, nicht phantasieren." (Gunderts Leben, S. 19). Hermann schrieb Zeitungsartikel, trieb Aesthetik, Geschichte und neue Sprachen. Er hat „das gewöhnliche Christentum als einen überwundenen Standpunkt in die Rumpelkammer geworfen, doch nicht ohne geheime Angst, daß der teure Vater mit seinem fröhlichen Bibelglauben am Ende doch recht haben könnte." (Gunderts Leben, S. 23).

Als er dann nach Tübingen kam, entfremdete nicht die Ferdinand Christian Baursche Geschichts- und Evangelienkritik den jungen Studenten dem alten Glauben, sondern die von David Friedrich Strauß seit 1832 vorgetragene Hegelsche Philosophie, wo der Gegensatz zwischen Religion und Philosophie fallen sollte zugunsten eines autonomen Denkens. Es ist bezeichnend, was Johannes Hesse hier über die Art Hermann Gunderts sagt, es paßt im Grunde auf alle Gunderts und Hesses und auf den ganzen Pietismus: diese Philosophie des absoluten Geistes paßte wenig zu Hermann Gunderts Wesen; „seine Art war es, überall dem Einzelnen mehr Aufmerksamkeit zu schenken als dem sogenannten Ganzen, das Konkrete und Individuelle zu bevorzugen vor dem Abstrakten und allgemeinen, während für Hegel eigentlich nur Ideen, nicht Einzeldinge existierten." (Gund. Leben, S. 25). Diese Pietisten haben alle keine Anlage zum Systematischen, viel eher neigen sie zum Bildhaften, zum Künstlerischen. Vor dem Schlimmsten bewahrt den jungen Gundert „die nie ganz verloren gegangene Ehrfurcht vor den heiligen Männern der Bibel, sowie die herzliche Liebe zu seinen Eltern." (Gund. Leben, S. 26). Nach einem Nervenfieber kommt er schließlich in feste Bahnen, bekennt sich zu den Pietistenstudenten und ihrer „Stunde", will Missionar für Indien werden. Er hält drei verschiedene „Kinderstunden". Gegenüber dem Freunde Josenhans, der die Kinder besonders an ihre Taufe gemahnt haben wollte, betont Gundert mehr die heilige Schrift und Geschichte. Das war ihm stets leichter, als die objektive Macht und Geltung der kirchlichen Handlungen zu würdigen.

Durch David Spleiß und den Kornthaler Hoffmann kommt er an Oetingers Schriften, der großen Einfluß auf seine Theologie ge-

winnt. Später wird er auch Oetinger gegenüber selbständig und hält sich „allein an die Schrift und die Reformatoren". (Gund. Leben, S. 46).

Hermanns Missionsentschluß für Indien ist fest. Auf der Reise nach England (als Vorbereitung für Indien) schreibt er eine Johanneische Theologie (alles ist johanneisch bei den Gunderts und Hesses!), aus Büchermangel bloß nach den johanneischen Schriften. In England studiert er die Geschichte und Verhältnisse der Dissenters, bekommt starke baptistische Anwandlungen. Aber Anhänglichkeit an Schwaben und an die Heimatkirche und das engherzige Wesen der Dissenters hält ihn ab, einer der ihren zu werden. Auf der Fahrt nach Indien (als Hauslehrer des englischen Freimissionars Groves) halten sie Betstunden auf und unter Deck ab. In Indien erlebt er zunächst viel Enttäuschungen und Unangenehmes. Doch ist er bei allem voll Dank gegen Gott. Er predigt, tauft, lehrt. Aber sein Arbeitsgebiet ist die Studierstube mehr als die Kanzel und die Straße (im Gegensatz zu Samuel Hebich). Er schreibt eine hebräische Grammatik, fängt eine Kirchengeschichte an u. a. m. „Hebich ging auf die Seelen los wie ein brüllender Löwe auf seine Beute; wir waren dagegen wie die stummen Hunde." (Gund. Leben, S. 146). In Indien verheiratet er sich mit der 5 Jahre älteren Julie Dubois. Ganz nüchtern und lange im Gebet und mit den Freunden erwogen ist diese Werbung, von keiner Neigung, sondern zunächst von hoher Wertschätzung bestimmt. Immer geschieht bei diesen Dingen das Nächstliegende, ohne Extravaganzen, nichts, was jemanden aus der Bahn würfe; alles kommt durch Heiraten desto besser ins Gleise. Julie war äußerst energisch und selbstbewußt. In ihrem Elternhause (in der französischen Schweiz) herrschte strenger Puritanismus. Das einzige Gebet war das Vater-unser. Erst als sie von ihrem 11. Jahre an bei ihrer Großmutter wohnte, hatte sie es gut, lernte lachen und spielen und die Hölle vergessen. Mit 14 Jahren wurde sie Pietistin und hieß allgemein „der kleine Pfarrer", die „närrische kleine Enthusiastin". „Die große Liebe zum heiligen Werk der Mission, dem beide ihr Leben geweiht hatten", ließ sie Dr. Gundert folgen, unter der Bedingung, daß er als Missionar in Indien bliebe. „In erster Linie war sie immer Missionarin und dann erst Frau und Mutter" (Christliche Frauenbilder, S. 443). Ihre Hochzeitsreise war eine Predigtreise in einem erbärmlichen Karren, mit vielen Haltstationen, wo gepredigt und gearbeitet wurde. Sie sahen ihre Ehe als „vom Herrn" und für seine Missionssache. Ihr Leben ist Dienst für Jesus an den Heiden. Julie, die streng Reformierte, nimmt Anstoß an dem vielen Lachen und Rauchen der württembergischen Junggesellen. Später schleift sie ihre Härten etwas ab. Als sie aus Indien nach Europa kam, lernte sie Deutsch aus ihrem Neuen Testament.

„So kam es, daß Julie bald ein erbauliches Gespräch zu führen imstande war, lange ehe sie sich auf dem Markt oder in Kaufläden verständlich machen konnte". (Christl. Frauenbilder, S. 454). Sie hatte 9 Kinder. „Die eigenen Kinder vermißten es manchmal, daß sie für die Pflege eines heiteren Familienlebens, für Kunst und Literatur und allerlei, was das iridische Leben schmückt, durchaus keinen Sinn hatte." (Christl. Frauenbilder, S. 456). Sie haben viel Not und Last mit den Hindus. Der Unglaube und die greuliche, bejammernswerte Unwissenheit der Massen drücken ihnen das Herz ab. „Sünde ist nach Hindubegriffen ein Leiden, ein Geschick . . . ., daß Sünde eine freie Tat, eine Feindschafts- oder Kriegserklärung gegen Gott ist, daran kein Gedanke!" (Gund. Leben, S. 149). Ein alter Hindu träumte den Himmel mit vielen Türen. Dagegen bezeugt Gundert, daß es nur eine Tür gebe, und die sei eng. Er leidet an den lockeren sittlichen Verhältnissen unter den Hindus (Ehebrüche etc.). Bei aller Not freut er sich doch über den Glauben der indischen Christen, besonders über Bekehrungen von Pantheisten, die doch „zuvor der Gottheit voll" waren. Nach einem Erholungsaufenthalt in Europa müssen sie bei der Rückreise die Kinder in Europa zurücklassen. Den Schmerz überwinden sie in Gedanken an ihren Dienst und daß die Kinder Gott gehören. Ebenso stark und gefaßt ist auch ihr Verhalten beim Tode der Kleinen. Immer nach dem alten Spruch: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt.

Während einer dreijährigen Halskrankheit überläßt Gundert das äußere missionarische Wirken noch mehr Hebich als zuvor. Er sitzt derweil am Schreibtisch und am Klavier, bücherschreibend, (eine Bibelübersetzung aus dem Grundtext etc.), Lieder dichtend und umsetzend.

Als ihn die Nachricht vom Tode seines Vaters erreicht, ist er getrost und freudig und voll Dank. Nie gestattet er sich ein Wühlen im Schmerz, nicht einmal ein Sichüberlassen der Trauer. An seinem Vater preist er die Einfalt und Kindlichkeit, der eine starke, klare Männlichkeit entsprochen habe. Auch das Sterben der Brüder ist meist still und froh, Eingang „in des Herrn Freude". Die andern stärken sich an solchem Sterben. Alles ist in eine stille, milde Gehaltenheit gefaßt. Sie leben ganz im festen, engen Kreis, in ihrer Arbeit, mit den ihnen anvertrauten Menschen. Im Ernstnehmen der Gegenwart und der Gnade Gottes. Sozusagen: immer mit einem Fuß in der Ewigkeit. Doch nicht für sich beschaulich, sondern wacker und tüchtig die Zeit ausnutzend, da sie sich im Dienst ihres Herrn wissen.

Im Gehorsam gegen die Basler Missionsgesellschaft tut Gundert seinen Dienst, ohne eigenen Willen über seinen Weg (Missionar kommt von mitto, wie

Apostel von ἀποστέλλω). Das Angebot der Stelle als Provinzialschulinspektor wird im Grunde von den Eheleuten als Versuchung empfunden, da sie alle ihre Kräfte auf den eigentlichen Missionsdienst konzentrieren möchten. Es ist dies die typisch-pietistische Haltung, die Übertragung der Verhältnisse des Urchristentums auf die eigene Gegenwart. Man lebt in eschatologischer Erwartung, da verliert alles Menschliche und Irdische seinen Eigensinn, wichtig ist allein die Gewinnung der Menschen für den rettenden Heilsglauben. Auf das Bestehen, Festigen, Wachsen einer Kirche ist solche Haltung nicht eingestellt. Gegen die bestehenden Kirchenformen ist man mehr oder weniger gleichgültig. Die Notwendigkeit einer festen Lehrbildung und Sittenlehre, eines Kirchenrechts und anderer Formen, unter denen eine Kirche in der Geschichte sich verfestigen muß, um bestehen zu können, wird kaum eingesehen; höchstens läßt man es gelten, aber als sehr periphere Dinge. Selber kümmert man sich darum kaum. Es ist, als fehlte sowohl der historische als der systematische Sinn für diese Dinge. Merkwürdig blaß und fremd, ja verzerrt ist z. B. Gunderts Vorstellung von der katholischen Kirche. Öfters werden Katholiken mit Heiden in einem Atem genannt, als Objekt der missionarischen Tätigkeit. Als er in seiner amtlichen Eigenschaft als Schulinspektor auch katholische Schulen zu besichtigen hat, wird berichtet, „es freute ihn übrigens, in ihren Schulbüchern doch „das eine und andere Wahre vom Heiland“ und unter den Kindern manche Wohlbegabte zu finden“. (Gund. Leben, S. 263). 1858 bittet er um Entlassung aus dem Regierungsdienst, krankheitshalber, aber auch, weil er meint, „seine Zeit und Kraft eigentlich auf etwas Besseres verwenden“ zu sollen (Gund. Leben, S. 265). 1859 kam er heim nach Europa. Frau und Tochter blieben in Indien, aber nach einem Jahr sahen sich alle in Calw wieder. In Calw wurde er der Gehilfe und später der Nachfolger Dr. Barths beim Calwer Verlagsverein. Frau Gundert legt sich gewaltig ins Zeug mit Frauenbetstunden, geistlichen Gesprächen mit Bauern etc. Die französische Schweizerin ärgert sich über „die schwäbische Zurückhaltung und Angst vor dem Übertreiben in religiösen Dingen“. (Gund. Leben, S. 273). Sie beten gemeinsam. „In der großen Kirche geht es nicht mehr recht, weil sie die Erziehungsanstalt für die Welt geworden ist. Aber die gläubigen Häuflein sollten sich umso mehr zusammentun“. (Gund. Leben, S. 274). Sie verzehrt sich in Liebeswerken an Armen, Kranken, Einsamen. Immer ist sie dienstwillig all den vielen Besuchern gegenüber, „nur für nichtssagendes Geschwätz hatte sie keine Geduld“. (Gund. Leben, S. 275). Ihre natürliche Impulsivität bei ihrem Bekenntnis- und Diensteifer hat — trotz der herzlichen Güte — die Leute wohl öfters in Verlegenheit gebracht, wenn sie z. B. junge Theologen beim ersten Sehen

fragen konnte: „Haben Sie den Herrn Jesus lieb?“ oder: „Haben Sie Frieden?“ Sie las neben der Bibel vor allem Steinhofer. „Kunst und Schmuck des Lebens blieben ihr fremd, sie war nicht dafür erzogen worden, und bei der Konzentration ihres Wesens auf das eine, was not tut, fehlten ihr Zeit und Neigung dafür“. (Gund. Leben, S. 276). 1862, nach dem Tode Dr. Barths, wurde Gundert Vorstand des Verlagsvereins. Ihm lag weniger daran, die Verlagsschriften in alle möglichen Sprachen zu übersetzen, sondern sie inhaltlich zu verbessern. Z. B. arbeitete er bei der 5. Auflage des Handbuches der Bibelerklärung das Buch gründlich um, seinem veränderten theologischen Standpunkt entsprechend. Der erbauliche Teil der Anmerkungen schmolz zusammen. Viele Pietisten meinten daraufhin, Gundert und seine Mitarbeiter seien „vom Glauben abgefallen“. Sprachforscherarbeit war Gunderts liebste Arbeit außer dem Predigen. Seine Vorträge zeichneten sich durch Originalität und Natürlichkeit aus. Jemand schrieb von ihm: „Es war etwas von jener gottgleichen, lebensvollen Ruhe bei ihm, die wir bei unserem Heiland sehen.“ (Gund. Leben, S. 293). Besonders treu war er im brieflichen Verkehr mit abwesenden Kindern und in der Fürbitte. Täglich um 12 Uhr betete er mit seiner Frau, „um Kinder und Verwandte vor Gott zu bringen“. (Gund. Leben, S. 311). Dazu schreibt Marie Gundert-Hesse, die Mutter Hermann Hesses, „Kinder, um deren Wohlergehen so ohne jede Rücksicht auf irdisches Wohlergehen gebetet wird, müssen gerettet werden“. Gundert hat selber auch viel gehalten von dem Glauben für Kinder und Enkel, obgleich er gerade immer betont hat, daß der Glaube nicht nur ein geerbter, sondern auch ein geschenkter und eigener Glaube sein müsse. „Ich fuße auf Pauli Verheißung Act. 16, 31: Glaube du, Hausvater, so wirst du und dein Haus gerettet. Das ist etwas, was man sich zu merken hat, wenn man ein Hauswesen anfängt, und wer Enkel bekommt, muß auch dran glauben lernen . . . .“ (Briefnachlaß, S. 421). „Ich habe 24 Enkel auf Erden und schon zwei Urenkel (in Amerika). Nun das wünsche ich mir auch zu erbitten, daß die Kinder und Nachkommen alle, wie es ihnen auch gehe, ob sie reich oder arm, geehrt oder verachtet leben, am Ende selig heimgehen dürfen! Dem Herrn sei's befohlen; ist's zu seiner Ehre, so kann er's wohl machen.“ (Gund. Leben, S. 338).

Mit einem seiner Söhne, dem hochbegabten Paul, hatte er besonders viel Kummer und Sorge, bis der sich zurecht fand. Paul hatte das Landexamen bestanden und war 1863 ins Seminar in Maulbronn eingetreten, „um den gleichen Studiengang wie einst sein Vater durchzumachen, dort aber auch ebenso weit oder noch weiter von Gott abkam als jener.“ (Gund. Leben, S. 312). Die Eltern sehen mit Schmerz „seine tiefe Entfremdung“. Sie gehen ihm nach in herzlicher

Liebe und Treue und mit fürbittendem Gebet. Die Mutter schreibt: „Ich soll dich vergessen? Das ist mir unmöglich . . . Bis du dich hast finden lassen von meinem Herrn und Heiland, will ich mit ihm dir nachgehen. Du kannst nicht verloren gehen, obgleich du dich — das ist wahr — sehr verhärtet hast. Doch kannst du nicht immer wider den Stachel löcken . . . Du „kannst nicht beten", aber wir können es, und wir wissen, daß dem Heiland alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben ist: auf ihn blicken wir für dich." (Gund. Leben, S. 313). Der Vater schreibt über Paul: „Er ist gewiß eine feine Seele, mit der der Herr etwas Schönes ausrichten könnte. Satan will sie nicht lassen . . . Aber gerettet muß er werden, und wie wohl wird es ihm tun, wenn es geschehen ist!" (Gund. Leben, S. 314). In den Weihnachtsferien 1865 bekehrt Paul sich wirklich, plötzlich und radikal. Danach wird er gefährlich krank.

1865 starb Julie Gundert. Mehrere Kinder waren schon vorher gestorben, viele Freunde und Verwandte. Julie hatte gehofft, die Widerkunft Christi bei ihren Lebzeiten zu erleben, aber nun fügte sie sich auch ins Sterben. Froh und dankbar sah Gundert dem eigenen Ende entgegen. „Freilich, daß wir verzweifelte Lumpen sind, läßt sich nicht bezweifeln; umso überwältigender wirkt die Tatsache, daß Er sich eben mit solchen eingelassen und sie nicht wegwirft, sondern ganz getrost auf sein Ziel mit ihnen losrückt." (Gund. Leben, S. 335). Wie er auf seinem letzten Schmerzenslager soviel liegen mußte, hätte er viel lieber fliegen mögen, um zu seinem Herrn einzugehen. (Dieser Zug findet sich auch bei einem Bruder Johannes Hesses und dann bei Johannes Hesse selber. Ihr Grabspruch ist: Der Strick ist zerrissen, der Vogel ist frei!).

Hermann Gundert ist sich der gegebenen und gesetzten Ordnungen klar und froh bewußt. Wie sein Vater Ludwig Gundert weiß er um Maß und Grenze und Formung, und daß ohne diese Dinge kein wahrhaftes Menschenleben sein kann. Er überschätzt den Menschen sowenig wie er ihn unterschätzt. Alle Phantasterei und Schwärmerei entlarvt er nüchtern und gütig und zeigt das Ende, das solches Verhalten nehmen muß. Er weiß, daß der Mensch jung ist und blühen will, aber er weiß auch, daß es ein Unheil ist, den blühenden Frühling ins Unendliche verlängern zu wollen, sondern daß nach dem Frühling der Sommer und Herbst kommen muß, nach dem gärenden Jungsein die Mannesreife mit ruhiger Kraft und Frucht. Er weiß, daß der Mensch in seinem spezifischen Menschsein nicht in einer ästhetischen Ordnung (des Gefühls und des Triebes) steht, sondern in einer sittlichen Ordnung. An den Sohn schreibt er einmal, gegen dessen Gedanken über Liebe und Frauen: „Alle Herrlichkeit des Fleisches

ist Graſes-Blume, — wie ſollteſt du zum Baum des Lebens gelangen? Da gilt's: Fliehe, deine Seele zu erretten! . . . Alles Verlieben apart von Ehegedanken ist unerlaubt, ist gestohlen und rächt sich am innersten Seelenleben, d. h. es läßt keinen rechten Mann heranwachſen, ſondern erhält einen immer im Traumleben. Frage einmal rechte Pſychologen, und du wirſt dich verwundern, wie gerade in dieſem Punkt es liegt, daß ſoviele Männer und Schriftſteller es höchſtens zu lieblicher Blüte, aber nicht zur Frucht bringen; das gerade gefällt dir nun freilich, und du preiſeſt den Frühling, und es graut dir vor dem Sommer. Wer aber wachſen will, muß dieſem nicht bloß ins Auge ſehen, ſondern ihn erleben und mit einer Frucht bereichern, in ſchwüler Hitze gereift." (Briefnachlaß, S. 31). Jugendliche Schwärmerei für alles Erhabene und Große (ſo ins Allgemeine und Blaue und Unendliche) weiſt er zurecht: „Im 17. Jahr mag das Ernſt-Erhabene recht ſchön und gut erſcheinen. Aber heiße mich einen Lügner, wenn dir es in 10 Jahren ebenſo wichtig bleibt. Ein Glas Wein und ein Mädchen ſcheinen einem leicht konkretere Göttlichkeit zu enthalten, da man ſolcher Abſtraktionen gar bald müde wird . . . Du denkſt nicht an den unausbleiblichen Katzenjammer . . . einſtweilen gefällſt du dir noch ſelbſt und ſpiegelſt dich in deiner Buntheit, als wäre ſo ein Pfau wunder was!" (Briefnachlaß, S. 31). „. . . ach gib dich ſolchen Phantaſien nicht hin, weiß ſchwarz und ſchwarz weiß zu machen. So hat ſich das junge Deutſchland abgemüht, die Ehe als gemein, Hurerei als edel hinzuſtellen . . . Ein Fluch von Gott liegt auf all dieſen wahnwitzigen Beſtrebungen . . . Du hältſt es nicht für ſchreienden Frevel . . . , einen Kultus des Menſchen auszubilden, . . . du machſt alles Mögliche aus dem Menſchen und meinſt am Ende noch, das ſei vielleicht fromm. Es iſt aber abgöttiſch, heidniſch, von Gott verflucht . . ." (Briefnachlaß, S. 34). „. . . du meinſt, jeden Geiſt anbeten zu müſſen, während ich dir ſage, daß die Materie anzubeten weniger gefährlich iſt, wie Säufer, Hurer, Geizhälſe und unſere indiſchen Götzendiener tun . . ." (Briefnachlaß, S. 36). Er ſieht überall das Wirkliche, die Natur (im Lichte Gottes und der Gnade). Nicht auf Gefühle, ſonder auf Wahrheiten und Wirklichkeit und auf praktiſches Tun kommt es ihm an. „In Gefühlen ſchwelgen iſt nicht Sache der Gläubigen, ſondern mit Wirklichkeiten ſich herumſchlagen." (Briefn. S. 38). „Auf das, was ich gerade fühle, kommt es ja nicht an, ſondern daß ich trotz des Gefühls mein Sach ſchaffe, Treue im Kleinen übe, jeden Augenblick Gott zu gefallen ſuche . . . Kurz, ich lerne mich durchſchlagen, im Dienſt, in der Gemeinſchaft, und in trüben und freudigen Konjunkturen . . ." (Briefn. S. 51). Er kämpft gegen die Parole Genuß (in allen Schattierungen). Wer dieſer Parole folgt, hat ſein Leben in äſthetiſchen Kategorien, und dieſe äſthe-

tischen Kategorien in Vormachtstellung lösen Sittlichkeit auf, lösen auch die Liebe (als Person-Liebe) auf, lassen nur eine All-Liebe übrig, die sich nicht hingeben und opfern, sondern die wiederum nur genießen will. „Goethe hat es auf den Genuß, sage feinsten Genuß, intellektuellen wie ästhetischen, angelegt, und damit dem Vorbild Christi, des Knechts Gottes und der Menschheit, geradezu entgegengehandelt . . .“ (Briefn. S. 39). „Alles ästhetische Wesen ist für dich versuchlich. Es gibt kein stärkeres Gift für gesunde Arbeit und Dienst am Nebenmenschen.“ (Briefn. S. 409).

Gundert ist skeptisch gegen Überschätzung seiner Selbst sowohl wie gegen das Gegenteil. Das letztere ist ihm sowieso verdächtig als die bloße Kehrseite des ersteren. Etwas ironisch schreibt er: „Du hältst dich für gar zu überzeugt von deiner geringen Ansicht von deiner Wenigkeit.“ (Briefn. S. 48). Sehr ernst warnt er deshalb auch vor allzu großem Bekenntnistrieb. „Werde nicht redselig, wenn es auch scheinbar gegen dich selbst losginge. Denn wir sind so verzwickt, daß wir auch damit prahlen können, andere als nur gewöhnliche Sünder sein zu wollen.“ (Briefn. S. 39). „Nur durch Läuterungen hindurch darf sich unser Innerstes herausheben, sonst wissen wir nicht, womit wir die Atmosphäre um uns her schwängern, mit Gift oder Heilstoffen.“ (Briefn. S. 386).

Zu der Hölderlin-Lektüre eines Sohnes, der Hölderlin einen „innigen Hellenen“ nennt, schreibt er: „Hölderlin ist ein Mensch, der alles seit anno 400 v. Chr. Geschehene gerne ignoriert hätte, und soweit Philhellene in hohem Maß; aber kein Hellene, sonst wäre er nicht der wahnsinnige, stumpfsinnige Mann geworden, den ich noch gesehen habe. Von Maß weiß er nichts, und das, meine ich, ist für einen Deutschen, besonders Süddeutschen, eine der wünschenswertesten Lektionen, die sich aus den Griechen ziehen läßt.“ (Briefn. S. 29).

Ihm ist der Mensch Mensch, sittliche Person, Substanz, nicht Funktion. „Ich weiß, daß der Mensch nicht das Produkt seiner Sensationen, Gedanken etc. ist, sondern umgekehrt, die verschiedenen Gedankenbilder erwachsen aus seinem Herzen, seinem Gesamtleben und Wollen.“ (Briefn. S. 78). Der Personbegriff und der persönliche Gottesbegriff gehören eng zusammen, das ist ihm sehr deutlich. Auf der anderen Seite gehören ebenso eng zusammen der Begriff des Menschen als bloßes Naturwesen (als Atom, als Funktion, als Genußwesen) und der Pantheismus als die recht eigentlich ästhetische Weltanschauung. Entsprechend gibt es innerhalb der sittlichen Weltordnung Sünde (Gut und Böse), innerhalb der ästhetisch-pantheistischen Weltansicht bloß Leiden (als spezifisch-ästhetische Kategorie). Entsprechend ist Erlösung hier und dort etwas grundsätzlich und wesenhaft anderes. Im Christentum: Vergebung der Sünde und

Erlösung zu der Freiheit der Kinder Gottes — und im Pantheismus: Aufhebung des Leidens, des Daseins, im Tod. „Ich kann mir Leute denken, die das Unbequeme, Demütigende, fern von sich halten und die einmal angenommene pantheistische Weltanschauung allerhand factis zum Trotz festhalten. Aber beneidenswert erscheinen sie mir nicht, eher bejammernswert . . . Ich glaube, ich habe das indische Denken in mich eingehen lassen und habe ihm nach seinen Wirkungen nachgedacht, weiß also, was Heidentum ist. Nun zweifle ich nicht im Mindesten, daß Pantheismus die zugrunde liegende Anschauung ist, — und was sie bewirkt, ist: Tatenlosigkeit oder Geschichtsertötung . . . Im Pantheismus ist bei all seinen Sterbegedanken der mir empfindlichste Mangel, daß er keine Sünde kennt . . . Bei einem Pantheisten ist die Anwandlung von Schmerz über die Sünde eine bloße Inkonsequenz . . .“ (Briefn. S. 78). Das Leben ist ihm Entscheidung, Kampf und Aktivität. Kein Dämmern und Genießen und Leiden und Sichfallenlassen in den Tod. „Freilich ist das Leben etwas Herbes, aber doch nur, bis man's kapiert hat . . . Zum Leben gehört vor allem Wachen . . . Kampf . . . Wie könnte aber der Tod Befreier von aller Not sein? Nachher ist's auch wieder Leben, das einem vorliegt, man wird von dieser Aufgabe nicht mehr dispensiert. Du mußt also das Geheimnis lernen, wie man leben lernt, nicht um zu genießen, sondern um einen Feldzug mit Ehren zu beenden . . .“ (Briefn. S. 87). Der Klage des Verirrten gegenüber, daß Gott ihn im Finstern lasse, schreibt er: „Solltest du nicht auch klein und weich werden dürfen, daß du merkst, du habest ja mit deinem Hochmut verdient, daß er dich im Finstern sitzen lasse? Meinst du denn, er solle dir Ruhe ins Herz geben, damit du etwa nachher sagen könntest: ich habe gefunden, wie man auch ohne Gott glücklich sein kann? . . . Wer sich von ihm wendet, muß sein Unglück tragen, bis er sich anders entschließt.“ (Briefn. S. 95).

Im gleichen Sinn wendet sich Gundert gegen Gnosis und Mystik. „Es ist etwas sehr Verführerisches in aller Gnosis, und unsere Mystiker haben sich so gut (von Dämonen) bei der Nase packen lassen als die Philosophen. Heiligung ist nach der Schrift besonders in der Einfalt des Liebewerks zu suchen. Nach mystischer — und auch indischer — Anschauung ist sie eher gleich Ruhe, Gelassenheit. Bei uns in Indien ist ja alles Werk gleich Sünde, die wahre Meditation und Gottseligkeit ist gleich Null geworden. Dabei liegt dann der Hauptnachdruck auf Enthaltung von aller sexuellen Aktion. Ich behaupte geradezu, daß dies zur verpönten Engelnachäffung führt (Kol. 2).“ (Briefn. S. 236). „Vor dem ungemischten Leiden schaudert mir noch, und die Gelassenheit der Mystiker ist mir von meiner Stufe des Geisteslebens angesehen, nicht bloß fremd, sondern will

mir oft beinahe als Hinduismus oder Stoizismus erscheinen . . .“ (Briefn. S. 408). Das Opfern des Eigenwillens vor dem Willen Gottes ist etwas anderes. Diese Gelassenheit des Willens ist sein Wahlspruch, danach lebt er sein Leben. „Des Herrn Wille wird dem überall deutlich, der sich vor seinem eigenen Willen fürchtet . . . Die Regel ist: Wer immer Gottes Willen tun will, wird ihn erkennen; man muß eben auch darauf Mühe verwenden!“ (Briefn. S. 382). Das hat mit Quietismus kaum etwas zu tun. Er kämpft auch gegen den Spiritualismus, der in aller Mystik und in aller Gnosis liegt. „Nehmt die Sachen nie zu geistlich, sonst verdampfen sie!“ (Briefn. S. 326).

Er schreibt über Schelling: „Keine der alten Religionen soll an sich falsch sein? — ja, in einem Grade muß das Wahrheit enthalten, und zwar darum, weil der Teufel eben doch ein armer Teufel ist und absolut nichts Neues erfinden und schaffen kann. Also ist alle Lüge eben zerrissene, verzerrte und verkehrte Wahrheit . . . aber auf was kommt das hinaus als eben auf die alte Erkenntnis, daß aus dem tiefsten Fall des Menschen noch hindurchleuchtet ein Rest dessen, wovon er gefallen ist.“ (Briefn. S. 241).

Gundert glaubt an die Wirklichkeit und Wirksamkeit der Dämonen, aber er will sich lieber an den Auferstandenen halten „und derlei Geschmeiß im Triumph gefangen“ führen. (Briefn. S. 242). Hier ist die Wirklichkeit der realen und geistigen Ordnungen ganz ernst genommen. Der Mensch in der Situation der Versuchung, der Entscheidung für Gott und gegen Gott. Der Teufel und die ganze Welt der Dämonen als wirkliche Mächte, aber nicht als zweites polares Prinzip in einem dualistisch gesehenen Kräftegefüge neben Gott, sondern zeletzt ist Gott der Herr, Anfang und Ende, der Erste und der Letzte und der Lebendige.

Er maßt sich nicht leicht an, über Glauben und Unglauben anderer Menschen zu urteilen. „Es kennt im Grunde keiner die Schwierigkeiten, durch die sein Nachbar sich durchzuarbeiten hat, Schwierigkeiten von der Geburt, Erziehung, Umgebung und hundert Einflüssen her, die nur der in Anschlag bringt, der ins Verborgene sieht, sich um das Kleinste kümmert und einem jeden geben wird nach seinem ganzen Streben und Tun.“ (Briefn. S. 240). Mit einem indifferenten Allesgeltenlassen hat diese ehrfürchtige und zarte Scheu vor harten, absprechenden Urteilen nichts zu tun. Gundert ist der letzte, der die Grenzen auf der Objektseite verwischen wollte. Er läßt sich nichts abhandeln von dem, was er als ewige Wesenheiten erkannt hat. Ausgangspunkt seines Glaubens und Denkens ist das Neue Testament, die Offenbarung Gottes durch sein Wort, dies Wort ist ihm „teurer als alle geistlichen Erfahrungen und Gefühle.“ (Briefn.

S. 38). „Nur schnell zum Wort und zur Offenbarung aus den Gefühlen, welche uns sonst erdrücken könnten.“ (Briefn. S. 198). Er verlegt nicht die Heilswirklichkeit ins Innere des frommen Menschen. Er weiß und betont, daß von der Objektseite, von Gott her, alles geschehen ist, daß aber nun der Mensch sein ganzes und volles Ja dazu sagen und leben muß, damit für ihn die objektiv und ein für allemal gültige Erlösung wirksam werde. Auf die Frage, wo der Glaube sitze, schreibt Gundert: „Im Verstand eben nicht, sondern eher im Gemüt. Näher möchte ich sagen, im innersten Willen, d. h. wenn Willen weniger als eine Kraft denn als Hunger und Durst nach etwas Vermißtem gefaßt wird. Er sitzt eigentlich in der Leere, welche entstand, als die Herrlichkeit Gottes uns verlassen hat, da wir sie durch die Sünde einbüßten. Eben dort sitzt auch der Wurm, der nicht stirbt, wenn wir nämlich Christus in die leere Stelle nicht aufnehmen.“ (Briefn. S. 387).

Mit seiner geringen Schätzung der Kirche und alles dessen, was von der Kirche aus an den Menschen geschieht, hängt es aber zusammen, daß der Vorgang der Heilsaneignung an sich stark ins Innermenschliche verlagert wird. So sehr, daß ihm auf diesem Wege gerade wieder die Gemeinschaft derer, die es so halten (nämlich Pietisten in allen Schattierungen) zum Ort der Heilsaneignung wird, zu der ecclesia, der Christus seine Verheißung gegeben hat. „Es hilft einmal nichts: du mußt in Deutschland ein „Pietist“, in England ein „Methodist“, in Indien ein „new-light“ usw. heißen, und mußt durch die Schmach Christi die volle Gewißheit erhalten, daß du zur kleinen Herde gehörst, der das Reich verheißen ist. Für dich selbst verläßt du dich aber nicht darauf, daß du zu den Heiligen gehörst und mit ihnen verkehrst, sondern darauf, daß dich der Heilige mit seinem teuren Blute erkauft hat.“ (Briefn. S. 26).

Er entwertet nicht geradezu und ausgesprochen die Taufe und das Abendmahl, das objektive Handeln der Kirche an ihren Gliedern, und darin das Handeln Gottes an den Menschen durch die Kirche, — aber er betont doch im allgemeinen die Bekehrung mehr als die Taufe, setzt die Wiedergeburt nicht mit der Taufe, sondern mit der (späteren, bewußten) Bekehrung zusammen. Doch sagt er über Bekehrung einmal, das beste sei eine häufige Bekehrung, d. h. eine fortgesetzte.

Über ererbten und eigenen Glauben schreibt er: „Ich frage mich, ob der Glaube ἐν ἐμοι mein Glaube ist oder das Erbstück von Mutter und Großmutter, Vater und Großvater . . . ererben und erwerben, keines ohne das andere; dann erst ist es ein voller Besitz.“ (Briefn. S. 50). „An das allmähliche Zustandekommen eines rechten Christen aus einem Gewohnheitsgläubigen

habe ich wenig Glauben. Dergleichen Dinge sind wohl möglich, aber die normale Art ist das nicht . . . „Ihr müßt von oben herab geboren werden“ . . . Wie närrisch einen die Nachricht machen sollte, daß einer für alle gestorben ist, steht 2. Kor. 5 geschrieben. Ich hoffe, du verlierst auch noch darüber den (gemeinen) Verstand und rasest (wie Paulus vor Festus)“. (Briefn. S. 28). Seinem jungen Sohn, der noch hin und herschwankt, schreibt er: „Ich wundere mich nun oft, wie meine heranwachsenden Kinder vor dem Lichte stehen, – ob sie es aushalten können und allmählich liebgewinnen, oder ob sie es machen wie Kain und von Gottes Angesicht weg lieber ins Land Nod, d. h. ins Reich des Schwärmens und der Unruhe ziehen. Ich wollte, du machtest eine gute Wahl.“ (Briefn. S. 29). Zu der Lektüre seines Sohnes von Strauß' Leben Jesu schreibt er: „Demjenigen kann es nichts anhaben, der Jesum persönlich erfährt. Aber alle bloß traditionelle Anhänglichkeit an den ganzen Kreis des zu Glaubenden wird jedenfalls dadurch bedeutend erschüttert. Nun gehöre ich nicht zu denen, die für Satzungen heiß eifern; aber doch dauert mich jeder, dem mit den Satzungen auch nur das kleinste Stück von ewiger Wesenheit abhanden kommt . . . Ich will dich aber nicht für mich, sondern für meinen Herrn, und dem traue ich zu, daß er auch mit solch unverwüstlichem Idealisten fertig werde . . .“ (Briefn. S. 67). Er nimmt auch den offenbaren Unglauben nicht schwerer als den Idealismus und die Begeisterung für irgendwelche Götter und Götzen. (Briefn. S. 168).

Scharf wendet Gundert sich gegen den Rationalismus sowohl auf den Kanzeln wie auf den Universitätslehrstühlen. Es bekümmert ihn schwer, daß die Theologie an den theologischen Fakultäten fast abgeschafft wird zugunsten des „Kulturfortschritts“. Er tröstet sich damit, daß das Evangelium sich ständig ausbreite, „ohne Fakultät und Professoren von Staats wegen“. (Briefnachlaß, S. 274). Er ist bekümmert über den Liberalismus und die Lauheit vieler Pfarrer, ohne daß die Kirchenleitung etwas dagegen unternimmt. Da sei von den Sekten viel zu lernen. Bezeichnend ist es, daß er hier nicht auf die Autorität der katholischen Kirche hinweist, denn letztlich nimmt er doch den Liberalismus (als vielleicht unvermeidliches Übel bei dem reformatorischen Kirchenprinzip) noch eher in Kauf, als daß er eine einheitliche biblisch-evangelische Theologie mit dem unfehlbaren Lehramt der Kirche erkaufen müßte. Er empört sich gegen des Papstes Verdammung der Bibelgesellschaften, beklagt es, daß da die Freiheit des Gewissens verworfen werde. Er begreift nicht das Zurücksehnen vieler Protestanten nach der Glaubensautorität. Wenn jemand über der Freiheit der Forschung den Glauben verliere, meint er, so wäre er unter der Glaubensautorität

eben nichts anderes als ein Heuchler oder ein unentwickeltes Kind geworden. Er schätzt die Freiheit über alles, will sie aber unter die Herrschaft des Geistes und der Liebe gestellt wissen. So ist er offen und frei zu und in kritischer Forschung, indem er sich zugleich erleuchtet und gebunden weiß vom Geist Gottes. Nach dem Motto: „Der Herr wird keinen weit abirren lassen, der sich seiner Eselsohren wohl bewußt ist und nur von Gnade leben will." (Briefn. S. 305). Vielleicht ist das in der Tat die letzte Einsicht und Weisheit eines einzelnen — daß es aber kein Prinzip ist, auf dem eine Kirche bestehen kann, das hat er vielleicht oft und oft mit Schmerzen und Trauer erfahren, klar durchgedacht und eindeutig ausgesprochen aber nicht. Seine Stellung zu „Kirche" ist überhaupt vielleicht das Ungeklärteste bei Dr. Gundert. Nicht zunächst seine Stellung zur lutherischen Landeskirche Württembergs, (die läßt sich schließlich einigermaßen aus seinen Äußerungen herausstellen), aber seine Stellung zu der Frage Kirche überhaupt. Und das ist wohl kein persönlicher Mangel Hermann Gunderts, das ist ein Hauptmerkmal des gesamten Pietismus, in welcher Form und unter welchem Namen auch immer er auftritt. Johannes Hesse schreibt in seiner Biographie von Dr. Gundert, er war „im Grund seines Herzens konservativ und kirchlich gesinnt." Doch konnte man von ihm sagen, „er sei ein Sektierer und denke ganz falsch von der Kirche". (Gund. Leben S. 302). „Ein engherziges Kirchenwesen war ihm ebenso widerlich wie ein richterisches Sektenwesen", schreibt Johannes Hesse weiter, und er zitiert von Gundert: „Die Leute dauern mich mit dieser Kirchlichkeit: Katholiken, Lutheraner, Sektierer, alle miteinander sagen dasselbe, es ist aber doch eine Verunehrung unseres Herrn. . ." Gundert bekennt sich, wenn auch bedingt, zum Pietismus, d. h. zur ecclesiola in ecclesia, d. h. er sagt im Grunde der „Kirche" ab. Er schreibt einmal: „Das ist wohl klar ohne Ausführung, daß vom Pietismus im eigentlichen, historischen Sinn einen etwas trennen muß. Wer wollte auch vergangene Geistesformen tale quale reproduzieren? So trennt mich auch etwas von Luther, von Augustin etc. . . . Ebenso ist mir auch (mit Bengel) das Halle'sche Wesen etwas zu kurz geraten, und Methodismus, Darbysmus und wie die neueren Formen alle heißen, sprechen mich nicht als den ihrigen an. Ich halte es aber für Täuschung, wenn einer meint, in unserer Zeit der Kirche zu dienen, ohne sich zu der ecclesiola herab zu begeben." (Gund. Leben, S. 301). Gundert sieht die Zersplitterung auf dem Boden der Reformation mit tiefem Kummer, aber schließlich doch als notwendiges Übel. Der Geist des Evangeliums ist ihm alles, die „Gnadengerechtigkeit" als A und O alles Christentums und gleichzeitig als reformatorisches Prinzip, in Gegensatz gebracht zur katholischen Kirche. Er freut sich herzlich über

Erweckungen aller Arten. „Aber es schmerzt mich, daß der — soll ich das Wort gebrauchen? — Fluch, der sich der Reformation angehängt hat, die Glaubenstrennung, immer noch fortwirkt. Wir Evangelischen vermögen noch immer Leben zu wecken, aber fast allemal folgt dem neuen Leben eine neue Spaltung nach, ein neuer Name taucht auf, der ein neues Zentrum werden will, jede neue Lebensrichtung will uns auch eine neue Sekte bescheren." (Briefn. S. 287). Er ist gegen die Invasion der Methodisten, führt ihre starke Wirkung zum Teil auf die Schwäche der württembergischen Kirche und Gemeinschaften zurück. Er hat vor ihnen „keine dogmatischen Aber", sieht sie als den Pietisten verwandt an. Aber ihr Seelenfangen und Kirchenbilden auf fremdem Gebiet lehnt er ab. Sie sollen sich hüten, nicht schon Gesätes zu zerstören, sie sollen „zu Heiden, Türken, Juden, Katholiken und sonst gründlich Verwahrlosten gehen". Er ist „kein Freund der vielen Denominationen" und zieht Allianzgedanken einer schroffen Kirchlichkeit vor. Aus der Mission will er die konfessionellen Streitigkeiten draußen lassen. „Sünden bekennen und an Jesum glauben, das ist's", mit Lehrunterscheidungen würde man die Hindus bloß einschläfern. Alle gläubigen Gemeinden sind nach Gundert Kirche — einerlei welchen Namens, ob Staats- oder Freikirche oder sonst ein Häuflein. Ihn macht es traurig, daß die Kirchenfrage vom Glauben und von der Liebe abziehe. Für wünschenswert hielte er etwa eine Einigung aller Protestanten auf ein Glaubensbekenntnis, wobei Verschiedenheiten der Verfassung, des Kultus, auch der Taufansichten etc. freigegeben würden. Aber sofort schiebt er den Riegel zum Katholizismus vor: „Lieber den beständigen Hohn der Katholiken getragen, als eine wie die ihrige weltrespektgebietende Einheit erstrebt." (Briefn. S. 225). „Also nicht hier und nicht da, sondern inwendig ist sein Reich — aber nicht in ultraprotestantischem Sinn, jedes Herz und jeder Kopf getrennt durch die Pflicht, die Schrift für sich selbst auszulegen, und jeder ein Kirchlein, ein Ziönchen apart, sondern immerhin ein Reich, wenn auch innerlich." (Briefn. S. 226). Credo unam sanctam ecclesiam, heißt der Glaubenssatz. Liegt der Ton auf e i n e, dann kommt leicht das heilig zu kurz, so meint Gundert, liegt der Ton dagegen auf h e i l i g, so kommt leicht die Einheit zu kurz. Bei dem Unterschied zwischen der katholischen und evangelischen Kirche handelt es sich nach Gundert um die Frage, ob das „Wort" oder die historisch gewordene Kirche den Vorrang haben soll. Im Darbysmus sieht er das Extrem des Protestantismus (Erbauung durch das Wort ohne feste Gestaltung und Tradition), „so kommt keine Kirche zustande vor lauter Lehr- und Verfassungsspaltungen". Das andere Extrem sei der Katholizismus, wobei die protestantische Orthodoxie mit ihrem starren Fest-

halten an den Symbolen, an jedem Wort Luthers etc. diesem nicht viel nachstünde. „Ich richte mich lieber nach der Schrift als nach Kirchennorm und bin also mit Willen Protestant". Aber er hält es doch auch mit einer gewissen Tradition (Luther, Bengel, Oetinger, Spleiß), darin ist er sich seines katholischen Momentes bewußt. Nur ist ihm weniger die äußerlich konstituierte Kirche Norm als die „ecclesiola". „Wenn die Rechtfertigung aus dem Glauben Schriftwahrheit ist, so verdient sie es, daß man ihr zuliebe den Zusammenhang mit der römischen Kirche abbrach. Lieber wäre mir freilich auch gewesen, wenn innerhalb der Einen Kirche beide Richtungen hätten fortbestehen können, die, welche sich für den individuellen Glauben in erster Linie wehrt, und die, welche die Einheit und Universalität der Kirche betont. Da hätte immer die eine Seite die andere angespornt und vor Einseitigkeiten bewahrt." (Briefn. S. 245). Zuletzt resigniert Gundert in bezug auf Kirche. „Töricht sind wahrlich die Protestanten zu nennen, die Kirche wollen, aber nicht die römische, und dafür eifern, — während sie immer mehr von der Gnadengerechtigkeit abkommen." (Briefn. S. 250). „Unsere Kirche ist nicht die Kirche, aber es läßt sich Jesus in ihr finden. Viel mehr bietet keine andere, als Ganzes betrachtet." (Briefn. S. 260). „In Wahrheit ist doch jeder, der die Sache mit Geist behandelt, genötigt, auch Rationalismus und Katholizismus neben seinem Protestantismus etwas gelten zu lassen." (Dafür führt er Oetinger an: sensus communis, Wort und symbolische Bücher.)

Ein Wort ist noch zu sagen über Gunderts Stellung zum öffentlichen Leben. Er verfolgte die politischen Dinge mit regem Anteil und klarem Urteil, immer unter letzten Gesichtspunkten. Darin ist er genau wie sein Vater, aber er beteiligt sich doch, anders als jener, auch aktiv, z. B. an den politischen Wahlen. Gegen sonstige gesellschaftliche und zivilisatorische Angelegenheiten war er im ganzen ablehnend.

Der Großvater Dr. Hermann Hesse in Estland. 1802—1896.

Im Vorwort zu Monika Hunnius' „Mein Onkel Hermann" schreibt Hermann Hesse, daß er nie ein Freund des historischen Denkens war und sich nie mit der Geschichte seiner Herkunft beschäftigte, daß er aber diesen Großvater (den Onkel Hermann) liebt als „ein Stück edlen Lebens", wie ihm auch seine Eltern und sein Großvater Gundert Gestalten edlen, strahlenden, seltenen Menschentums sind.

Bei diesem Großvater Hesse ist nichts zu sagen über seine Theologie — er hatte keine. Mehr noch als bei den württembergischen Gunderts ist bei diesem Estländer Kreisarzt und Staatsrat das Christentum (der Pietismus) gelebtes Leben. Das gelbe Haus in Weißenstein mit dem großen Garten voll Schönheit und Wunder ist der Schauplatz eines fröhlichen Lebens. Immer ist das Haus voller Gäste, außer den Eltern, Kindern und Dienstboten, die auch zur Familie gehören. Bei allen lustigen Unternehmungen ist der weißhaarige Onkel Hermann der Lustigste und Temperamentvollste. Tischgebet, Morgenandacht etc. werden harmlos fröhlich und fromm als Selbstverständlichkeit erlebt und von den Kindern nicht allzu schwer genommen, zwischendurch platzt wohl auch einmal die jugendlich ungebändigte Heiterkeit hinein. Monika Hunnius vergleicht den Onkel Hermann mit Luther, so starklebig und fröhlich und herzlich fromm sei er gewesen, jeden Augenblick seines Lebens vor Gott lebend, in Dank und Lob. Sogar bei der Bowle wurden die „schönen Choräle" gesungen. Fast eine Woche lang wurde des Onkels 50 jähriges Doktor-Jubiläum gefeiert, groß und prächtig, mit Liedern und Bällen. Aber auch bei dieser Gelegenheit hält der Onkel jeden Morgen seine „hinreißenden Bibelstunden", und mit Lob und Dank beschließt er jeden herrlichen Tag. Am liebsten ist er in seinem großen Garten. Seine Arbeit an seinen Blumen vergleicht er „mit der Arbeit unsers Heilands an unsern Seelen". (M. Onkel Hermann, S. 20). Seine Andachten und Bibelstunden sind ein Zentrum der geistlichen Erweckungsbewegung in Estland. Mit seinen Bibelstunden füllt er eine Lücke, da die Stadt jahrelang keinen rechten Seelsorger unter den Pastoren hatte. „Es ist immer wie ein Strom von Leben, der aus ihm bricht. Oft so originell sprunghaft, daß man ihm kaum folgen kann, aber aus seinem Munde klingt der bekannteste Spruch wie neu, weil er ihn beim Lesen immer neu belebt." (M. Onkel Hermann, S. 91). In tatkräftiger Liebe und Hilfe gegen andere ist er unberechenbar temperamentvoll. Er ist derb, gesund, unerschrocken. Deutsch fühlt er sich, für den „albernen russischen Kram" hat er nicht viel übrig. Feste feiert man in seinem Hause, wie sie fallen, und oft genug schafft man sich selber noch welche dazu. Mit Liedern und Dankgebeten findet alle Freude ihre Krönung. Die Bibel ist Dr. Hesses bester Freund, „ganz als wäre sie nur für ihn geschrieben, als spräche Gott mit jedem Wort direkt zu ihm, als stünde jeder Gedanke darin lebendig und neu vor ihm und faßte seine Seele mit überwältigender Macht". (M. Onkel Hermann, S. 51). Auch im Leid bleibt sein Glaube aufrecht und stark. Am Ende seines Lebens spricht er Worte voller Dank und Liebe und Vertrauen auf Gott.

Der Vater Johannes Hesse. 1847—1916.

Der Sohn dieses Mannes ist Johannes Hesse, der Vater des Dichters.

Die Briefe aus dem Basler Missionshaus von 1862—1869 (im Auszug abgeschrieben von seiner Tochter Adele Hesse-Gundert) zeigen deutlich die Wandlungen, die der junge Missionsschüler durchmacht. Zunächst wundert man sich fast, daß der Sohn eines solchen Vaters (so lebensprühend, temperamentvoll, unsentimental) ein wenig scheu, in sich zurückgezogen, reflektierend erscheint. Er schreibt viele und lange Briefe nach Hause, weitschweifig, mit viel Freude am Sichmitteilen, sich sehr wichtig nehmend. Theologisch ist er zunächst noch ziemlich unklar, mit „freisinnigen" Anschauungen, aber mit dem Trost, daß es der Geist sei, der lebendig mache. Schiller ist *sein* Dichter — „dieser Himmel der Ideale!" Es gärt in dem Jüngling, er glaubt, aber er zweifelt auch, er will lernen und von andern übernehmen, aber er hat Angst für seine Subjektivität und Originalität. Er will Missionar werden, aber er will doch nicht um dieser beschränkten und beschränkenden Wirklichkeit willen all seine reichen, unendlichen Möglichkeiten opfern. Aber in der Stille des Missionshauses, in fester Ordnung und Arbeitszucht und im Umgang mit andern Menschen wird er ruhiger und klarer und schlichter. Den Anforderungen des Lebens gegenüber, die einen ganzen Einsatz verlangen, die ganze Energie eines entschlossenen Willens, möchte er wohl noch öfter entfliehen, doch weiß er, wie aussichtslos und fruchtlos das ist, — „und so stehe ich denn mitten im Alltagsleben, um immer nüchterner, ärmer und stiller zu werden". (11. 2. 1866). „In die Dinge hineingehen, aus mir selbst herausgehen, mich selbst preisgeben". „Ich bin froher als sonst und habe sehr viel erfahren von göttlicher Geduld, eigener Unzulänglichkeit und ewiger Treue und Festigkeit der göttlichen Ordnung in Natur und Gnade und weiß es noch gewisser als zuvor, daß auf mein Herz kein Verlaß ist, sondern allein auf die allgenügsame, ewige Erlösung Gottes in Christus Jesus". (28. 4. 1867). „. . . ich will es festhalten, sei es nur mit dem Verstand, oder nur mit dem Willen, oder nur mit dem Herzen — oder auch wenn Gott Gnade gibt, mit dem ganzen Menschen: auf *ihn* will ich sehen, weg von mir!" (11. 8. 1866). „Ich wollte gelehrt werden — hier ist keine Gelegenheit dazu; ich wollte in zurückgezogener Stille leben — hier muß ich in Schmutz und Geschrei der Wirklichkeit hinein; ich wollte genießen, gesund sein, nach selbstgewählten vernünftigen Grundsätzen mein Leben regeln — hier muß ich oft mit vollem Bewußtsein von der Vorzüglichkeit des Gegenteils das tun, was unumgänglich ist; ich wollte immer frei mich selbst entwickeln und bestimmen — und hier bin ich so

gebunden, daß kein Schritt mir selbst gehört . . .". (19. 2. 1867). Dabei hat er aber gerade die Freiheit gefunden, bloß anders als er meinte.

Er zieht die freien Gemeinschaften der Pietisten den Konfessionskirchen vor, soweit ist er Pietist. Aber z. B. ist er nicht nur für Bekehrung der Heiden (in Indien), sondern auch für Christianisierung der Massen; ohne das sei kein ruhiges Gedeihen der christlichen Gemeinden möglich.

Er schickt seinen Eltern schwäbische Bücher, z. B. Zeller und das Leben von Dr. Gunderts Mutter (Chr. Denkmal), „es kommen Korrespondenzen und Verhältnisse darin vor, die ganz auf dasselbe hinauslaufen wie die unsrigen". (1. 1. 1869). (Dieser Satz tröstet mich über das Übergewicht der Gundertschen Familiendokumente gegenüber den Hesseschen, die mir zur Verfügung stehen.)

Auffallend ist bei Johannes Hesse die starke Betonung des Ethischen und des Geistigen. Von dem Objektiven geht er aus, nicht dem Subjektiven. Man ist fast überrascht, wie sehr ihm die Welt und das Leben in Ordnungen und Gesetzen bestehen. „Das Gesetz des Allerhöchsten, das sind nicht nur die unverbrüchlichen Ordnungen der Natur, sondern vor allem die ebenso unverbrüchlichen Gesetze der sittlichen Weltordnung, wie Propheten und andere heilige Männer sie als Gottesoffenbarung verkündigt haben." (Jsr. Pf., S. 5 u. 6). Der Mensch als sittliches Wesen, das steht für Johannes Hesse im Vordergrund. Doch hat das Ethische nicht den Ton im Sinne einer Verabsolutierung des Moralischen, sondern der Mensch wird gesehen als verantwortlich vor Gott. Johannes Hesse betont Bindung und Ordnung als notwendig für das Leben und das Ziel des Menschen. (Reife und Vollendung). „Im Kampf gegen die verführerische Stimme der Freiheitsapostel, deren Evangelium die Emanzipation des Fleisches ist, und im Kampf gegen die eigenen sinnlichen Triebe kann niemand bestehen ohne ein hohes Ideal und ohne eine feste Autorität. Beides haben wir am Gesetz Gottes. — Wir Modernen schwanken ja immer hin und her zwischen Weltlust und Weltschmerz; weithin ist eine „freischwebende Stimmung" ohne jeden festen Umriß und ohne gewissen Halt verbreitet. . ." (Jsr. Pf., S. 48). Beim Wahrenwollen der individuellen Freiheit und bei der Scheu, etwas als objektive Wahrheit geltend zu machen, fließt schließlich alles in einem charakterlosen Brei zusammen. „Und doch ist es gerade Charakter, was wir brauchen. Charakter aber ist nichts anderes, als Abhärtung des inneren Menschen durch Gefühlsdisziplin, Willenszucht und Herrschaft des Geistes über die sinnlichen Triebe und Stimmungen. Mangel daran macht krank an Seele und Leib. . . ." (Jsr. Pf., S. 48).

Gegenüber dem Wort Entwicklung setzt er das andere, der sittlichen Ordnung entsprechende: Erziehung und Zucht, Sich-Erziehenlassen und aktive Selbstzucht. „Entwicklung ist etwas Unpersönliches, Automatisches, Bloß-Naturhaftes, Erziehung aber ist etwas Persönliches, Geistig-Sittliches, die Welt des zwingenden Naturgesetzes und der starren Notwendigkeit weit Übersteigendes. Wo Erziehung ist, da ist auch ein Erzieher, eine väterliche Liebe, ein weises Strafen und Belohnen . . . Von selbst wird freilich dieses Ziel nicht erreicht. Der Zögling muß wollen, d. h. selber mitarbeiten." (Jsr. Pf., S. 7 u. 8.)

Die Leiden führt Johannes Hesse als Zuchtmittel auf, krank sein etc. Dabei weist er auch auf Beispiele gesegneten Leidens in vielen Biographien hin. Da ist wieder deutlich, wie diese pietistische Vorliebe für Biographien gerade nicht dem Einzelmenschlichen und Besonderen gilt, sondern dem Vorbildcharakter, daß sie einen Dienst tun sollen. Er betont die Notwendigkeit des Anderswerdens bei der Charakterbildung, zuchtvolle Selbstüberwindung, Selbstprüfung und Selbstgericht. Aber nicht vor dem eigenen Richterstuhl, sondern vor Gott, nicht als letzten Maßstab das eigene Innere gesetzt, sondern das Gesetz Gottes, Gottes lebendige Gegenwart und fordernde, richtende Wirklichkeit. Reue ist die Voraussetzung, daß etwas besser werden soll, als notwendige Haltung, als Einsicht, daß das Gewesene schlecht war. In der Furcht Gottes soll das Besserwerden geschehen, d. h. im Glauben. Gott ist der Erhabene, der Sünde vergeben und Sünde anrechnen kann. „Wer die Sünde nicht fürchtet, der fürchtet auch Gott nicht." (Jsr. Pf., S. 22.)

Bei der Frage: Was ist der Mensch? meint Johannes Hesse, lassen uns Weise und Dichter bald im Stich. „Wir Nervöse," sagt er, fühlen besonders schwer die Zerrissenheit des Menschen. Als Grund gibt die Bibel die Sünde an, und zwar in ihrer allgemeinen Tatsächlichkeit. Nun suchen die Menschen Lösungen aus diesem Dilemma. Einen großartigen Versuch zur Lösung des Problems nennt Johannes Hesse die indische Lehre vom Karma und von der Seelenwanderung. Aber er findet das Problem hier n i c h t gelöst, nur weiter zurückgeschoben. Er findet die indische Lehre eine trostlose Sache. „Und das höchste, letzte Ziel ist nicht die eigene Vollkommenheit oder die Wiedervereinigung mit dem himmlischen Vater, sondern die Erlösung vom Dasein selbst, das Eingehen ins Brahman, d. h. in das All-Eins und zugleich in das All-Nichts, buddhistisch ausgedrückt das Nirwana. Das ist eine echt heidnische, gottlose Entwertung des Menschenlebens, bei der alles nur in einem hoffnungslosen Nihilismus ausläuft." (Jsr. Pf., S. 67.) Die rechte Lösung ist nach ihm die Erkenntnis: „Ich bin wie ein verirrt und verloren Schaf, Herr, suche deinen

Knecht!“ Heimweh und Gotteshunger und rechtschaffene Mühe sind für ihn die besten Voraussetzungen für die Wirksamkeit der Gnade. Dem Alten immer mehr absterben, damit für das Neue Raum wird. „Dies freiwillige Sterben ist der Weg zum Leben, während das Beharren in Betäubung und Sinnlichkeit den reinen Selbstmord bedeutet.“ (Jsr. Pf., S. 83.) Nicht Leben (Leben an sich) ist das höchste Gut, sondern die Gemeinschaft Gottes. Das eine, geringere, opfern um des höheren willen. „Der Geist, das bessere Ich,“ muß die schwächere und von allen Einflüssen und Umständen nur zu leicht bewegte Seele (anima sensitiva) aufmuntern zum Lobe Gottes. Das letzte Ziel ist das immer völligere Kommen der Königsherrschaft Gottes. Aus dem Glauben an Gott kommt die Hoffnung des ewigen Lebens. „Und wer diese Hoffnung in sich trägt, der wird Mut und Kraft haben, auch die Kämpfe des Lebens zu bestehen, und erfolgreicher als solche, die an irgendeiner Poesie sich nähren, welche, wenn auch noch so klassisch, über den Jammer der Sünde und den Ernst des Todes nur hinwegtäuscht.“ (Jsr. Pf., S. 42.)

Die Reichsgenossen Gottes werden geboren in der Wiedergeburt. Das ist für Hesse wesentlich die Bekehrung, die Neuwerdung des alten Menschen. Als Mittel nennt Johannes Hesse: Lesen der Bibel und Sehen auf Gottesmenschen, keine kirchlichen Gnadenmittel (nicht Taufe und Kommunion). Als Pietist und als Missionar hat Johannes Hesse jahrzehntelang zwischen Bekehrten und Unbekehrten scharf unterschieden, bei zunehmender Menschen- und Selbsterkenntnis diese Unterscheidung aber fallen gelassen. Im Neuen Testament sind die Gegensätze oft schroff ausgesprochen. Das erklärt Johannes Hesse damit, daß in der Bibel der „prophetische Stil“, die „Sprache der Offenbarung“ gesprochen wird, was aber nicht jedes Menschen Sache sei. Er unterscheidet auch den S t a n d in der Gnade, und den tatsächlich empirischen Z u s t a n d des Menschen. Von allen Übergängen, Schwankungen und Umschwüngen redet die Offenbarung selten. „Aber sie sagt allen unfertigen, kämpfenden und nur zu oft auch zagenden Menschen, was Gott ihnen zugedacht hat und was er von ihnen denkt. S o verstanden, aber auch n u r so verstanden, können jene schroffen Unterscheidungen zur Heilsgewißheit helfen. Einseitig und in nackter Buchstäblichkeit genommen, müssen sie zur Verzweiflung oder zu falscher Sicherheit führen.“ (Sind wir noch Christen?, S. 116). „Ein Christ wird man durch die erwählende und berufende Gnade Gottes . . . Wir sind Christen, nicht bloß weil und wann wir es sein wollen, sondern durch die Gnade Gottes in der geschichtlichen Führung unseres Volkes, unserer Familie, unserer eigenen Person.“ (S. w. n. Chr. ? S. 12.) „Uns Moderne mutet das fremdartig an, . . . daß in religiösen Dingen eine

Überlieferung, ein Gesetz, eine Autorität herrschen soll . . . Wir sind im Subjektivismus so befangen, daß alles Alte und Überlieferte, zumal wenn es mit Forderungen an uns herantritt, uns zuwider ist. Die subjektive Wahrhaftigkeit und die persönliche Freiheit stehen uns höher als alle objektive Wahrheit." (Isr. Ps., S. 32.) Er stellt sich auf die Seite der objektiven Wahrheit, die ihm in der Bibel verkörpert ist. Er freut sich, daß im Israelitischen Psalter „von sentimentalen, ja auch von romantischen Regungen kein Hauch" sich findet. (Isr. Ps., S. 34.) Er verwischt keine Grenzen, er verkündet keinen extremen Individualismus, sondern die Gemeinschaft der Heiligen (Die Heiligen als die von Gott erwählten und heiliggemachten Menschen, die nicht an und für sich besser sind als andere). Er weiß, daß es sich um Gottes Reich handelt, um Offenbarung Gottes, die in der Tradition weitergegeben wird von Geschlecht zu Geschlecht, „die wir nicht erfunden haben und auch nicht wegschaffen können, sondern die uns trägt und erzieht". (Isr. Ps., S. 107.) Nach Johannes Hesse ist der Christenname niemandem abzusprechen, der zu irgendeiner (noch so entstellten) Kirchengemeinschaft irgendwie (noch so äußerlich) gehört. Das wirkliche Christentum sei so vermischt mit dem staatlichen und persönlichen Leben, daß eine Unterscheidung nicht möglich sei. Wer sich nicht selbst ausschließt, dem soll man das Prädikat der Christlichkeit nicht verweigern. „Und sogar solchen, die das in irgendeiner Form tun, also z. B. aus der Kirche austreten, darf seelsorgerliche Liebe und Weisheit noch mit der Erinnerung nachgehen: Ihr täuscht euch über euch selbst: es ist immer noch mehr Christliches an euch, als ihr wahrhaben wollt; besinnt euch nur auf eure Ursprünge." (S. w. n. Chr., S. 15.) Andererseits betont Johannes Hesse ebenso entschieden, „daß niemand sich im Vollsinn einen Christen nennen darf, der nicht Ernst macht mit dem, was der Name besagt", d. h. mit der Messianität Jesu, daß Jesus der Christus ist. Für ihn ist es „über allen Zweifel erhaben, daß das Christentum als geschichtliche Religion nicht von jedem Christen wieder neu gleichsam zu erfinden ist, sondern durch Belehrung und Beispiel von einer Generation auf die andere fortgepflanzt oder überliefert werden muß. Wir lernen doch alle mit der Muttersprache zugleich die ersten religiösen Vorstellungen und Begriffe kennen. Und wie lernen wir das Beten, das Danken, wenn nicht von unseren Eltern und Lehrern? Und woher erfahren wir etwas von Jesus Christus, wenn nicht durch die Überlieferung, sei es auch nur durch die schriftliche, im Bibelbuch fixierte? Nein, man kann kein Christ werden ohne Autoritätsglauben und ohne Jüngerschaft. Aber freilich, diese Jüngerschaft soll sich, je länger desto gründlicher und ausschließlicher, auf den einen Herrn und Meister, Jesus Christus, konzentrieren."

(S. w. n. Chr., S. 22.) „Wer also irgendwie, sei es auch nur durch leibliche Verwandtschaft oder durch den Zusammenhang der Volksgemeinschaft, vom Christentum berührt worden ist, auf den hat Gott gleichsam die Hand gelegt und ihn berufen zur Gemeinde der Heiligen. Es kommt also nur darauf an, daß der einzelne gläubig wird . . . Der Glaube aber ist keine schwere Leistung, sondern das einfache Geltenlassen und Annehmen der zuvorkommenden Gnade. Wer den christlichen Einflüssen nicht widerstrebt, sondern einfältig lernt und nimmt und wächst, der gelangt allmählich zum vollen Mannesalter Christi und führt nun auch mit Willen und Bewußtsein ein heiliges, d. h. ein gottgeweihtes Leben. Wer aber widerstrebt hat und mit den Jahren immer weiter abgekommen ist von allem Heiligen und immer tiefer hineingeraten ist in das gottlose Treiben der Welt, bei dem ist freilich das nötig, was wir eine entschiedene Bekehrung nennen: eine Bekehrung zu Gott, eine Bekehrung zu Christus, eine Bekehrung zur Gemeinschaft der Gläubigen, eine Rückkehr zu den eigenen heiligen Anfängen." (S. w. n. Chr., S. 52.)

Gotteskinder — Weltkinder, der Unterschied ist bei Johannes Hesse ethisch betont, er „beruht auf der Geistesrichtung und dem sittlichen Charakter, den jeder einzelne sich durch eine ganze Reihe von Willensentscheidungen hindurch erworben hat." (S. w. n. Chr.), S. 60.) Mittelpunkt des Lebens der Gotteskinder, der Gläubigen, Heiligen, Christen ist: Christus. Das Ziel ist: die endliche, völlige Herrschaft Gottes. „Der neue Himmel und die neue Erde, in welcher wird Gerechtigkeit wohnen," die „Erneuerung aller Dinge im Reich der Herrlichkeit." Johannes Hesse glaubt nicht an das „ewige Werden" als dynamisches Prinzip, sondern er glaubt, daß auf Erden alles unvollkommen ist und der Endvollendung harrt in einer neuen Schöpfung.

Die Heilsgewißheit hat ihren festen Grund in den geschehenen Heilstatsachen. „Der Fels ist nicht mein Wiedergeburtsbewußtsein, sondern die in Christo offenbar gewordene, im Wort mir angebotene Gnade Gottes, auf diesen Fels aber stelle ich mich, und auf ihm bleibe ich stehen, indem ich glaube und liebe." (S. w. n. Chr., S. 135.) Er betont das notwendige Zusammenwirken Gottes und des Menschen zum Zustandekommen des Glaubens und der Erlösung. Als das Normale stellt er heraus: „daß der richtige und vollständige Glaubensgegenstand in voller Lauterkeit und mit ganzer Entschiedenheit aufgenommen wird." (S. w. n. Chr., S. 10.) Aber schließlich ist ihm ein ehrlicher Ketzer doch noch lieber als ein gewohnheitsmäßiger Orthodoxer. Klar betont er aber, daß es eben nicht nur auf das Wie des Glaubens ankommt, auf die Intensität des seelischen Bewegtseins, sondern auf den Glaubens g e g e n s t a n d. Diesen Glau-

bensgegenstand definiert er folgendermaßen: „Der vertrauensvolle Anschluß an die Person Jesu zum Zweck der Gemeinschaft mit Gott und zur Verwirklichung seines Reiches.“ (S. w. n. Chr.? S. 81.) „Ein Übelstand ist freilich dabei, daß im Laufe der Zeiten an die Stelle des lebendigen Christus die bloße Lehre von ihm und über ihn tritt und daß bei der immer zunehmenden Zahl der bloßen Namenchristen die Kirche, die als ein Pfeiler und eine Grundfeste der Wahrheit dastehen sollte, mit ihren zahlreichen Parteien und Spaltungen zum größten Hindernis des Glaubens wird.“ (S. 83.) Aber — „Wem es ein wirklicher Ernst ist mit den Zweifeln und Anstößen, der wird von der Kirchenlehre oder von der jeweilig herrschenden Theologie zurückgehen auf die Apostellehre und von dieser nicht auf die Jesuslehre, sondern auf Jesus selbst und von diesem auf den, der ihn gesandt hat.“ (S. w. n. Chr.? S. 84.) Die Person Jesu steht im Mittelpunkt, nicht die Kirche, nicht das Dogma. „Es handelt sich nur darum, was die Person Jesu für einen Eindruck auf dich macht. Wohl gemerkt: seine Person, nicht in erster Linie seine Lehre, oder die auf ihn sich zurückführende Kirche.“ (Jsr. Pf., S. 54.) Vor allem soll man sich bekannt machen mit der geschichtlichen Person Jesu, seinem Leben und Leiden, seinem Tod und seiner Auferstehung, der Aussendung der Jünger, der Ausbreitung der Gemeinde. Pfingsten fehlt in dieser Aufzählung. Es hat überhaupt eine geringe Stelle in der Theologie des Pietismus. Johannes Hesse hat eine Scheu vor allem Doktrinarismus und Dogmenstreit. „Jedenfalls muß zuerst der erfahrungsmäßige Glaube da sein, sonst haben auch das korrekteste Dogma und der bestgemeinte Bekenntniseifer keinen Wert.“ (S. w. n. Chr.? S. 18.) Das Bekenntnis, daß Jesus aus Nazareth der Christus Gottes sei, ohne den niemand zum Vater kommt, braucht nach Johannes Hesse zunächst nicht identisch zu sein mit dem Dogma von der Wesensgleichheit des Sohnes mit dem Vater. „Die Lehre von den zwei Naturen in Christus und von den drei Personen in der einen Gottheit sind kirchliche Dogmen späterer Bildung, die der biblischen Einfalt entbehren.“ (S. w. n. Chr.? S. 17.) Biblische Einfalt — das ist sein Motto. Liebe zum Heiland soll z. B. das Kriterium sein, das die Häuflein der Gläubigen zusammenhält, durch alle Verwirung der kirchlichen und theologischen Verhältnisse der Zeit. Er zitiert aus einem Hirtenbrief von General-Superintendent D. Kaftan (Advent 1908): „Wir kämpfen um Christus im Leben unseres Volkes, wir kämpfen um Gott. Nur in voller Freiheit kann dieser Kampf geführt, nur mit reinen geistigen und geistlichen Waffen kann der Sieg errungen werden. W a s in diesem Kampfe taugt, w i e wir zu dieser unserer Zeit unserm Herrn Jesus Christus zu dienen haben, — darüber gehen die Auffassungen augenscheinlich

recht weit auseinander. Wer für seine Auffassung sich auf sein Gewissen beruft, hat auch das Gewissen des andern zu achten." (S. w. n. Chr.? S. 138.) Nach Johannes Hesse gibt es „keinerlei gesetzlich oder dogmatisch festgelegte Regeln für das Christentum, — sondern alles ist durchaus persönlich, lebendig und daher beweglich, so daß hier Entscheidungen nie nach dem buchstäblichen Wortlaut, sondern nur nach dem Geist getroffen werden können, und zwar von solchen, die selbst Geist haben (1. Kor. 2, 13)." (S. w. n. Chr.? S. 114.) Er lehnt Hierarchie und Priestertum ab. „Ihr sollt euch nicht Rabbi nennen lassen, denn einer ist euer Meister, Christus, ihr aber seid alle Brüder . . .", „damit ist jedes hierarchische System der Kirchenleitung und Sakramentsverwaltung, jeder Unterschied zwischen Priestern und Laien und jedes andere Fündlein derart, sei es nun jüdischen oder heidnischen Ursprungs, für immer verworfen." (S. w. n. Chr.? S. 44.) Er betont die brüderliche Liebe unter den Gläubigen. Wie im Urchristentum, so sei auch im Laufe der Kirchengeschichte überall der Brudername aufgetreten, wo die Welt bekämpft und die eigene Heiligung erstrebt wurde: in Mönchsorden, Bruderschaften, bei der Herrnhuter Brüdergemeinde, bei pietistischen Gemeinschaftsleuten aller Art. Auf diesem Brudersein, der Jüngerschaft, der Zugehörigkeit zum kleinen Häuflein liegt für Johannes Hesse der Ton. Seine Fragestellung ist nicht eine dogmatische und nicht eine kirchliche, sondern im Grunde hat nur die persönliche Heilsfrage bei ihm Sinn und Wert. Die Zustände der Kirche betrüben ihn, (Abfall, Aberglauben, heuchlerische Gesetzlichkeit, Vielgötterei, gegenseitige Bannflüche), sogar „die Häuflein der Gläubigen" (die Pietisten) sind keine ganz idealen Christen. Um aus dem Wirrwarr herauszufinden, das Wahre vom Falschen zu sondern, will er als festen, allgemein gültigen Maßstab das Neue Testament annehmen. Er will mit dieser Beleuchtung vom Neuen Testament aus die ganze Frage dem Parteigezänk entnehmen, es genügt ihm, „Zagende zu beruhigen und Sichere zu beunruhigen." (S. w. n. Chr.? S. 10.) Theologische und kirchenpolitische Regeln sind so nicht zu finden, das ist ihm klar, aber das hält er auch nicht für nötig. „Wer Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein," (Röm. 8, 9) und: „der feste Grund Gottes besteht und hat dieses Siegel: der Herr kennt die Seinen, und: es trete ab von Ungerechtigkeit, wer den Namen Christi nennt." (2. Tim. 2, 19.) Johannes Hesses Schätzung der Sakramente ist nicht sehr groß, — wem das liegt, der soll sich daran halten, andere aber können sich seiner Meinung nach ebenso gut etwa an ein Bibelwort halten. Liturgische und schablonenhafte Gebete schätzt er auch nicht, obgleich er das Beten an sich sehr hoch bewertet. Tägliche Hausandacht, Tischgebet und sonntäglicher Gottesdienst sind ihm nicht das eigentliche Gebet,

sondern mehr gemeinsame Bekenntnisakte, — das eigentliche Gebet ist ihm „das Gespräch des Herzens mit Gott". Beten heißt (er betont stark die Ich-Du-Beziehung): „Mit einem bestimmten, in Worte gefaßten Anliegen vor Gott treten", verbunden mit ernster Willensaufraffung und Geisteskonzentration, wozu auch bestimmte Gebetszeiten und Gewohnheiten ihren Dienst tun können. Wichtig ist nach ihm die Gemeinschaft der Heiligen in der Form der Einzelgemeinde. Die Gemeinde des Herrn, die ecclesia, die „Genossenschaft derer, die durch Gottes Berufung aus der Welt ausgesondert und durch Glaube und Taufe in sein Reich aufgenommen sind" (S. w. n. Chr.? S. 95), ist Gegenstand des Glaubens, nicht ohne weiteres identisch mit der sichtbaren, irdischen Kirche oder Christenheit. In Kirchen, Sekten und Parteien ist diese Gemeinde Gottes verborgen. Nach Johannes Hesse hat Jesus kaum „an eine korporativ organisierte und gesetzlich verfaßte Kirche gedacht" bei seinem Wort an Petrus (S. w. n. Chr.? S. 96). Im Neuen Testament sei die Zugehörigkeit zu einer Einzel- oder sogar Hausgemeinde ausschlaggebend, damit sei die Zugehörigkeit zu d e r Kirche Jesu Christi gegeben. Da jeder Christ irgendwie im Zusammenhang mit der Kirche zum Glauben gekommen ist, so soll er ihr auch dienen in irgendeiner Form. „Das Geringste, was man in dieser Beziehung von dem einzelnen Gläubigen erwarten darf, ist, daß er sich zu einer lokalen Einzelgemeinde hält . . . Die wahre Kirche oder Gemeinschaft der Heiligen herstellen ist nicht nötig." „Ob nun in griechischer, römischer oder protestantischer Fassung, — das Kreuz wird nie aufhören, den Juden ein Ärgernis und den Griechen eine Torheit zu sein. Das Kreuz aber wird siegen!" (S. w. n. hr.? S. 108.)

Nach der römischen Kirche hat Johannes Hesse keine Sehnsucht, viel weniger noch als Dr. Gundert. Das Mittelalter erscheint ihm „wie e i n bald rührender, bald abstoßender Versuch, das Himmelreich mit irdischen Mitteln hier auf Erden zu etablieren, . . . im besten Falle als eine Zeit des Eingeengt- und Niedergedrücktseins unter die gesetzliche Zucht der „Vormünder und Pfleger", und unter die „Elemente dieser Welt" — bis zur Befreiung durch die Reformation . . ." (S. w. n. Chr.? S. 104.) Seine eigene Gegenwart beurteilt er in bezug auf die kirchliche Situation sehr optimistisch. Wozu Luther nicht die Leute hatte, — „jetzt haben wir sie — nicht bloß in den altpietistischen collegia pietatis, sondern in der großen, immer mehr erstarkenden, sich ausbreitenden und wohl auch sich läuternden Gemeinschaftsbewegung; und nicht nur in dieser, sondern auch in zahlreichen freien Gemeinden, in Konferenzen, in Anstaltsverbänden usw. Das geistliche Priestertum aller Gläubigen, die Mitarbeit der Laien in allen kirchlichen Angelegenheiten, die energische Inangriffnahme

auch der schwierigsten religiösen, kirchlichen und sozialen Aufgaben haben in unseren Tagen eine Bedeutung und einen Umfang gewonnen, wie zur Zeit der Reformation, ja noch vor 200 und 300 Jahren niemand es sich hätte träumen lassen. Dazu die „anderen geistlichen Werke", die Luther andeutungsweise erwähnt: das Diakonissenwesen und all die Werke der Barmherzigkeit, die viel verzweigte innere Mission, die Evangelisation, die Judenmission und dazu die weltweite, von Jahr zu Jahr sich ausdehnende und auf immer bessere Arbeitsmethoden sich besinnende Heidenmission, wahrlich, das sind trotz aller Mängel und Schäden, die wir durchaus nicht verkleinern wollen, großartige Fortschritte und herrliche Taten Jesu Christi im 19. Jahrhundert, angesichts derer es eine Schande wäre, immer nur über den Unglauben der Zeitgenossen, über die erschreckenden Zeichen des Abfalls, die gottlose Wissenschaft und den ganzen Modernismus zu jammern . . ." (S. w. n. Chr.? S. 107.)

Aufs ganze gesehen, kommt das Kernstück des christlichen Glaubens, die Erlösung durch Jesus Christus, bei diesen Pietisten zu seinem vollen Recht. Es ist Anfang und Ende ihres Denkens. Es *sollte* die erfüllende Mitte sein. Die Lehre von der Erlösung steht nicht umsonst in der *Mitte* des Credo – vor dem zweiten Artikel aber steht der erste, von der Schöpfung, und nach dem zweiten Artikel steht der dritte, von der Kirche. Christus ist die Mitte. Der erste Artikel, von der Schöpfung, und der dritte Artikel, von der Kirche, kommen in der Theologie des Pietismus zu kurz.

Man lebt durchweg in Abgeschlossenheit gegen alle geistige und gesellschaftliche Kultur, praktisch verdächtigt man alles, was nicht ausschließlich erbaulich-missionarisches Gepräge trägt, als „weltlich", d. h. als sündig, als für den Christen (Pietisten) verboten, mindestens gefährlich. Ängstlich und eng schließt man sich ab und beraubt sich damit eines großen und schönen Teiles der gottgeschaffenen Wirklichkeit. Man verkennt den Reichtum der Schöpfung Gottes, man vergewaltigt die blühende, schöne Sinnlichkeit der menschlichen Natur; alles, was aus den Sinnen kommt und die Sinne meint, wird auf ein Minimum beschnitten; so wird das ganze Gebiet der Kunst (Malerei, Musik, Dichtung) ausgeschaltet, mindestens von vornherein schwer verdächtigt. Ebenso aber verdächtigt man den Intellekt, alle Wissenschaft, systematische Theologie sowohl als

spekulative Philosophie wird abgelehnt. Zu begreifen ist dieser Protest zum Teil aus dem leidenschaftlichen Kampf gegen die rationalistische Wissenschaft, — aber damit ist bei weitem nicht alles erklärt. Die Verdächtigung der ratio, die Verdächtigung der Wissenschaft, ist radikaler. Man tritt für ein „biblisches Christentum" ein, für ein praktisch gelebtes christliches Leben. Das Ethische hat den stärksten Ton, das Moralische ist beinahe in die Mitte gerückt. Die Sittlichkeit ist freilich nicht verabsolutiert und ist nicht autonom gemacht, denn die Offenbarung Gottes behält ihre ganz zentrale Stelle, man lebt von der Gnade Gottes in Christus, und man wartet auf das völlige Kommen der Königsherrschaft Gottes. Aber dem Willen ist dabei eine Stelle eingeräumt, die er von Natur nicht hat; der Schöpfungsordnung gemäß ist der Mensch nicht bloß Wille, sondern er hat außer dem Willen auch seine Sinne und seinen Verstand. Es ist eine verhängnisvolle Verkürzung der schöpfungsmäßig uns geschenkten Möglichkeiten, daß man im Pietismus die weiten Bereiche des natürlich-menschlichen und des geistig-kulturellen Lebens für sich absperrt, und alles, was außerhalb der Pietistenkreise sich davon findet, (sofern man es überhaupt gewahr wird), mit negativem Vorzeichen versieht. Es ist eine deutliche Einschrumpfung des Lebens und des Glaubens, denn der ganze Inhalt des ersten Artikels des christlichen Glaubensbekenntnisses ist beinahe völlig aus dem Bewußtsein geschwunden.

Innerhalb dessen, was bleibt, findet sich freilich, sowohl bei Ludwig Gundert als auch bei Hermann Gundert als auch bei Johannes Hesse, eine klare Durchordnung des Lebens vom Glauben aus. Formung und Ordnung werden als spezifisch geistig-sittliche Aufgabe des Menschen erkannt, als Weg zum Ziel, das ein geistiges ist: Gott. Mittelpunkt der Verkündigung und des Glaubens der Pietisten ist die Erlösung durch Jesus Christus, ist das Kreuz. Als lebendiger Inhalt der christlichen Lehre ist ihnen Jesus Christus gegenwärtig. Diese Erlösung durch den Tod Jesu Christi ist Anfang und Ende und Grund ihres Glaubens und ihres Redens. Darin ist dieser Pietismus eine *legitime* Form von Christentum. Von Auflösung der Glaubensgegenstände kann in *diesem* Sinne jedenfalls keine Rede sein. Der Mensch ist der Sünder und ist von Gott gerichtet und begnadet im Kreuz Christi. Das ist das Anliegen des zweiten Artikels des Credo, und es ist von diesen Pietisten wahrhaftig zur Sprache gebracht worden. Man kann auch den Gunderts und Hesses nicht vorwerfen, sie hätten die subjektive Heilsaneignung mehr betont als die objektiv-geschehene Heilstat Gottes. Dies ist *christlicher* Pietismus, kein saekularisierter Pietismus, keine Innerlichkeitsromantik, keine Identitätsreligion, absolut nicht; diesen Vorwurf kann man hier nicht erheben.

Wenn sich einer allgemein geistesgeschichtlichen Betrachtung die Weltabgewandtheit des Pietismus am meisten aufdrängt, d. h. christlich gesprochen: daß die Schöpfungswirklichkeit nicht zu ihrem Recht kommt, so ist einer mehr theologischen Sicht der Dinge der kirchliche Indifferentismus am auffallendsten.

Der Ort, da das Heil angeboten und angenommen wird, der einzig legitime Ort für die Pietisten im Grunde, ist die ecclesiola in ecclesia, also die Pietistenhäuflein aller Arten und Färbungen. Nicht nur die offizielle Landeskirche kommt dabei schlecht weg. Soweit sie tatsächlich weithin dem Rationalismus und Liberalismus verfallen war, hätte ihr dieser (wenn auch separatistisch gefärbte) „reformatorische Protest" ja bloß zum Nutzen, zum segensvollen Bußruf werden können. Aber die Kirche überhaupt kommt schlecht weg in dieser Theologie, noch schlechter als in der Praxis, wo man ihr Dasein und das eigene Hineingestelltsein trotz aller Vorbehalte doch gelten ließ. Das praktische Geltenlassen des dritten Artikels, von der Kirche, hat wohl ebensoviel und ebensowenig zu besagen, wie das praktische Geltenlassen des ersten Artikels, von der Schöpfung: nur, weil man eben nicht anders kann, weil man sich so vorfindet, als geschaffener Mensch mit den andern und in der Welt, ebenso wie als Glied der Kirche, mit den andern Christen. Vielleicht ist der Punkt, wo es um die Kirche geht, theologisch gesehen, der schwächste, nicht nur bei den Gunderts und Hesses, sondern im gesamten Pietismus.

Es hat sich im ersten Teil dieser Untersuchung erwiesen, daß der Pietismus unzweifelhaft die menschliche und die christliche Wirklichkeit verkürzt, daß er nicht das volle, ganze Sein zu seinem Recht kommen läßt, weder die Fülle der Natur (im weitesten Sinne: den gesamten Bereich der menschlichen Möglichkeiten), noch die Fülle der Gnade. Aber es hat sich auch ebenso deutlich erwiesen, daß es sich in diesem Pietismus nicht um menschliche Innerlichkeit schlechthin handelt, nicht um Autonomie des sich selber überlassenen Gewissens, nicht um Isolierung und Verabsolutierung der Seele auf Kosten der Umwelt und Überwelt, nicht um eine Hypostasierung des Menschen zur allein wahren Substanz, — sondern, daß alle diese Gefahren hier noch nicht wirklich geworden sind, weil der Glaube sie überwindet. Hier wird deutlich, daß letztlich nicht die Erlebnisformen, die Erlebnistypen, bestimmend sind, sondern darüber hinaus die religiösen Entscheidungen.

Weil das Kernstück des christlichen Glaubens, die Erlösung durch das Kreuz Christi, festgehalten wird bei diesen Pietisten, werden sie selber von diesem gesicherten Punkt aus festgehalten. Obwohl man in Abgeschlossenheit lebt gegen die weitesten Bereiche natürlich-menschlicher Wirklichkeit, indem man alle geistig-seelische und gesellschaftliche Kultur ausschaltet oder doch als „weltlich" verdächtigt, so bricht doch hier die Katastrophe noch nicht aus, es entsteht daraus keine subjektive Lebensunfähigkeit oder objektive Lebensunmöglichkeit, weil der Raum etwa zu schmal geworden wäre, auf dem man leben kann. Denn diese Pietisten leben im „Reich Gottes", sie haben „die Welt" als Arbeitsfeld, und sie sind Knechte ihres „Herrn" für die große Ernte. Deshalb führt sie auch der kirchliche Indifferentismus nicht zu einem extremen religiösen Individualismus. Sie haben für ihr Bewußtsein, wenn auch mit Abstraktionen und Gewaltsamkeiten, die Gleichzeitigkeit mit der urchristlichen Situation hergestellt, wissen sich als Glieder der „Gemeinde Jesu" und leben auf das endliche und völlige Kommen des Reiches Gottes hin.

Ein Künstler von der Art Hermann Hesses konnte mit dieser beschnittenen „Wirklichkeit" nicht leben. Er spürte den „Mangel an Enthusiasmus und Entgegenkommen, an Kindsköpfigkeit und Bildvergnügen" (Hugo Ball). Er fand keinen Raum in diesem Pietismus, weder für sein Leben noch für sein Dichten, da gab er die ganze Sache, das ganze Christentum auf; nicht bloß die Form, die gewiß verkümmert und eng genug war, sondern den Inhalt gleich mit [10]). In Reaktion gegen die pietistische Verdrängung des natürlich-menschlichen Lebens verfiel Hermann Hesse ins andere Extrem und gab der vegetativ-animalischen, der sensitiven Seele den Primat gegenüber dem Geist. Der Künstler in ihm konnte mit einer abstrakten Geistigkeit und Gläubigkeit nichts anfangen, so nahm er seine Zuflucht zur Magie. Magie ist „bildhaft betonter Geist, die mit allen Kräften der Sinne und der Seele zugleich gefüllte Phantasieform". (Hugo Ball).

Den Pietisten steht die persönliche Heilsfrage im Mittelpunkt ihres Lebens und Glaubens; diese psychologische Grundhaltung hat Hermann Hesse beibe-

---

[10]) Vgl. Kierkegaard, der sich auch mit der Form des Christentums auseinandersetzen mußte, die er vorfand. Er gab das Christentum nicht auf, machte nie einen Angriff, vielmehr bemühte er sich, es zu verteidigen, oder wenigstens es in seiner wahren Gestalt herzustellen. Ihn hat der religiöse Individualismus nicht zum Pantheismus geführt, sondern er spielt gerade die Kategorie des „Einzelnen" aus, um seine Zeit vor dem Pantheismus zu retten: der „Einzelne" ist allein vor Gott und ist verantwortlich zur Entscheidung aufgerufen.

halten, ja sie in ein verhängnisvolles Extrem getrieben. Es gibt für ihn nichts Wichtiges mehr als seine eigene Seele, in einer fast mystischen Entrücktheit starrt er auf sein Ich. Er ist den Pietismus nicht los geworden trotz seines Aufruhrs, er ist wohl in die Krisis geraten, aber diese Krisis hat ihn nicht zur Gesundheit geführt, da er die Symptome der Krankheit nicht als solche erkannte, sondern (aus der Not eine Tugend machend) die romantische Innerlichkeit, die überwunden werden müßte, als letzten und höchsten Trumpf ausgab; da er das Chaos der vielen Gegensatzpaare *als* Chaos bejahte, statt die erfüllende Mitte zu suchen und damit das Gleichgewicht zu finden, die neue *Form*, in der das Chaos sich hätte klären und fruchtbar werden können.

Lebenslauf.

Ich bin am 17. Februar 1907 in Wattenscheid als Tochter von Ludwig und Auguste Baaten geb. Schwarz geboren. Vom 6.—10. Lebensjahr besuchte ich die Volksschule, vom 10.—17. das Städt. Lyzeum in Wattenscheid, vom 17.—20. das Städt. Oberlyzeum in Bochum. Ich habe dann ein Semester in Bonn und danach 10 Semester in Münster i. W. studiert (Theologie, Philosophie, Geschichte und Deutsch). Von meinen verehrten Lehrern danke ich an dieser Stelle besonders herzlich Herrn Professor D. Otto Schmitz und Herrn Professor Dr. Günther Müller, dem Referenten dieser Arbeit.

Heta Baaten.